1,20 DM / Band 4

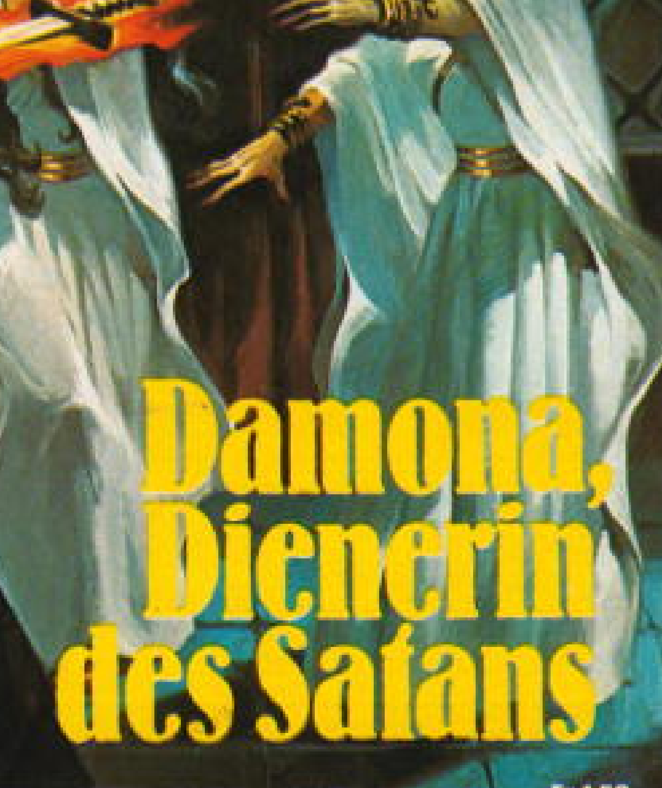
Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Damona, Dienerin des Satans

Fr 1,50



Damona, Dienerin des Satans

John Sinclair Nr. 4

von Jason Dark

erschienen am 28.02.1978

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Damona, Dienerin des Satans

In Sturzbächen fiel der Regen vom Himmel. Er klatschte vor die dunklen Mauern des Hauses und trommelte gegen die Scheiben.

Kein Licht brannte hinter den Fenstern. Das Haus war dunkel, genau wie die Straße, an der es lag.

Der schon ältere Morris parkte einige Yards vom Haus entfernt. Monoton hämmerten die großen Regentropfen auf das mit Rostflecken verzierte Blech. Es war eine Melodie, die den Mann hinter dem Lenkrad schon seit Stunden begleitete.

Hundertzwanzig Minuten saß Ernest de Lorca bereits in seinem Wagen. Und ebenso lange hielt er die Waffe in seiner rechten Hand. Sein Innerstes war völlig in Aufruhr.

Er stand vor seinem ersten Mord, das Gewissen plagte ihn, er sah sich schon in einer Zelle, belacht und verachtet von Verwandten und Freunden.

Mord?

War es überhaupt Mord, wenn er seine Frau erschoß? War es nicht vielmehr eine zwingende Notwendigkeit? Seine Frau war eine Hexe, sie hatte die Zwillinge in ihren Bann gezogen, und wenn er an die Messen dachte, die die Frauen gefeiert hatten…

Ernest de Lorca schüttelte den Kopf. Für ihn war es kein Mord. Er sah auf seine Uhr.

Noch dreißig Minuten bis Mitternacht. Genau um null Uhr sollte es geschehen.

Dann wollte er mit einer Kugel alles ins Lot bringen.

Eine Zigarette.

Die wievielte eigentlich? Die Finger, die das Streichholz hielten, zitterten. Die Unruhe fraß in ihm wie ein Raubtier.

De Lorca kurbelte die Scheibe herunter. Nur träge zog der Rauch ab. Feuchtigkeit drang in den Wagen. De Lorca hustete. Sein braunes Haar klebte auf dem Kopf. Der Regenmantel war zerknittert. Die Pistole umklammerte er immer noch mit seiner rechten Hand.

Der Regen rauschte unablässig. Wasserströme gurgelten die Rinnsteine hinab, die Gullys konnten kaum alles fassen. Im tiefer gelegenen Teil des Ortes stand das Wasser sicherlich schon kniehoch auf den Straßen. Das alles kümmerte Ernest de Lorca nicht. Er hatte andere Probleme.

Das Bild seiner Frau tauchte vor de Lorcas geistigem Auge auf. Lucille war eine Schönheit. Trotz ihrer vierzig Jahre. Rotes, lockiges Haar berührte die Schultern, die Gesichtshaut war makellos weiß, doch in ihren Augen glühte ein unheiliges Feuer.

Ernest de Lorca fröstelte, wenn er daran dachte.

Er drückte die Zigarette aus. Der Ascher quoll fast über.

Noch fünfzehn Minuten.

Ein Wagen fuhr die Straße herauf. Die Scheinwerfer wirkten wie geisterhaft helle Flecken.

Der Wagen rauschte vorbei. Wasserfontänen klatschten gegen den Morris.

Ernest de Lorca räusperte sich die Kehle frei. Seine linke Hand tastete zum Türhebel. Tief atmete er durch, dann schob er die Pistole in seine rechte Manteltasche und stieg aus.

Das dumpfe Geräusch der ins Schloß fallenden Wagentür wurde vom prasselnden Regen verschluckt.

Im Nu war Ernest de Lorca naß bis auf die Haut.

Das Haus stand etwas versetzt. Ernest de Lorca mußte einen verwilderten Vorgarten durchqueren. Die Blätter der Büsche bogen sich unter der Nässe und glänzten wie poliert.

Wie oft war Ernest de Lorca diesen Weg schon gegangen. Und jetzt ging er ihn mit dem festen Vorsatz, seine Frau zu töten.

Zur Haustür führten vier Steinstufen hoch. In den Ritzen wuchs Moos.

Ernest hatte einen Schlüssel. Er nestelte ihn aus seiner Hosentasche und schloß auf.

Ein Hausflur – dunkel, muffig riechend.

Wie ich diesen Geruch hasse, dachte de Lorca.

Er brauchte kein Licht. Er kannte sich ja aus.

Er ging bis zur Treppe, blieb vor der ersten Stufe stehen. Von seinem Mantel tropfte das Wasser, bildete eine Lache auf dem Steinfußboden. Ernest de Lorca beachtete es nicht.

Es war still im Haus. Eine trügerische Stille, in der die Gefahr lauerte.

»Lucille de Lorca«, flüsterte Ernest mit bebenden Lippen. »Bald bist du beim Teufel!«

Er stieg die Stufen hoch. Auf Zehenspitzen, um sich nicht durch ein Geräusch zu verraten. Der Stoff seines Mantels raschelte. Er zog das Kleidungsstück vorsichtig aus, ließ es auf die Stufen gleiten.

Dann stand er in der ersten Etage. Darüber lag nur noch der Speicher.

Ein dunkler Gang. Links Fenster, rechts Türen. Regentropfen klatschten gegen die Scheibe. Feuchtigkeit nistete in allen Ecken.

Ernest de Lorca hatte die Pistole in die Hosentasche gesteckt. Sie beulte die Tasche aus.

Er schlich leise weiter.

Vor der zweiten Tür blieb er stehen.

Sie führte in das Schlafzimmer. In das Schlafzimmer, das er so viele Jahre mit Lucille geteilt hatte.

Ernest de Lorca preßte die Lippen so hart aufeinander, daß sie nur noch einen schmalen Strich bildeten. Seine schweißfeuchte Hand berührte das kalte Metall der Klinke.

Ernest de Lorca atmete tief ein, öffnete die Tür.

Licht. Warm, anheimelnd.

Lucille de Lorca fuhr im Bett hoch. Sie hatte noch nicht geschlafen.

Ernest schloß die Tür und lehnte sich mit dem Rücken gegen das Holz.

Lucille saß hochaufgerichtet im Bett und blickte ihm entgegen. Ernest trank das Bild förmlich in sich hinein.

Diese wunderbaren Haare, das schöne Gesicht, das hauchdünne Nachthemd mit dem verführerischen Ausschnitt…

O verdammt!
Ernest de Lorca schüttelte den Kopf.
Und diese Frau wollte er töten.
Lucille lächelte. »Du kommst spät«, sagte sie. Gerade so laut, daß er es hören konnte.
Er nickte. »Ja«, erwiderte er. »Wo sind die Kinder?«
»Sie schlafen längst.« Lucille deutete auf die schmale Verbindungstür, die zu den Räumen der Zwillinge führte.
Ernest de Lorca blieb neben dem Bett stehen. Aus glanzlosen Augen starrte er seine Frau an.
Lucille blieb gelassen.
»Wo warst du?« fragte sie.
Ernest hob die Schultern. »Weg«, erwiderte er unbestimmt.
»Warum kommst du nicht ins Bett?«
»Ich will nicht.«
Lucille zog die Augenbrauen in die Höhe. »Nicht müde?«
Ernest schüttelte den Kopf. »Ich habe noch etwas vor!«
»Darf man fragen, was?«
Der Mann nickte schwer. Dann zog er die Pistole aus der Hosentasche und richtete die Mündung auf die im Bett sitzende Frau. »Ich werde dich umbringen, Lucille«, sagte er…

***

Plötzlich wurde Damona de Lorca wach. Ruckartig setzte sie sich auf. Gefahr! Sie spürte es genau. Etwas stimmte nicht. Jemand war in Gefahr.
Die Mutter!
Damona schwang sich aus dem Bett. Sie machte kein Licht und schlüpfte auch nicht in ihre Pantoffeln.
Auf nackten Füßen schlich sie zur Tür. Der Regen prasselte immer noch gegen die Fenster. Im Zimmer war es stickig.
Damonas Nachthemd schleifte über den Teppich, als sie sich der Tür näherte.
Stimmen.
Sie hörte ihre Mutter sprechen und auch ihren Vater.
Damonas Gesicht verzog sich, als sie an ihren Vater dachte. Wie sie diesen Kerl haßte! Er machte alles kaputt. Er hatte etwas gemerkt, und seit der Zeit spielte Damona mit Mordgedanken.
Irgendwann würde sie ihren Vater umbringen. Es sei denn, er stellte sich auf ihre Seite.
Jetzt stand Damona vor der Schlafzimmertür. Ihre Finger umklammerten den Türknauf. Unendlich langsam drehte sie ihn herum.
Nur kein verräterisches Geräusch machen, dachte sie. Die Tür glitt

lautlos einen Spalt nach innen.

Damona sah Licht. Die Nachttischlampe am Bett ihrer Mutter verbreitete den Schein. Es war hell genug, um den verhaßten Vater zu erkennen, die Pistole in seiner Hand, auf Lucille gerichtet, den Finger am Abzug…

Sekundenlang nur flackerte in Lucilles Augen die Angst auf, dann hatte sie sich wieder in der Gewalt. Ein spöttisches Lächeln kräuselte ihre Lippen. »Du willst mich erschießen?«

»Ja.« Ernests Stimme klang heiser.

»Hast du dir das auch genau überlegt?«

Jetzt lächelte auch Ernest de Lorca. »O ja, das habe ich, meine Liebe. Tage und Nächte habe ich an nichts anderes mehr gedacht. Seitdem ich dich und deine Töchter bei den verdammten Schwarzen Messen überrascht habe, war mir klar, daß ich es tun muß. Ich hatte keine ruhige Minute mehr. Und nun will ich ein Ende setzen!«

Lucille de Lorca starrte auf die Hand mit der Waffe. Sie zitterte ein wenig, ein Zeichen dafür, wie nervös Ernest war. Angst? Nein. Lucille hatte keine Angst. Sie war fast davon überzeugt, daß sie die Situation zu ihren Gunsten verändern konnte.

Sie war dessen sogar sicher, als sie sah, daß die schmale Verbindungstür zwischen ihrem und dem Zimmer ihrer Tochter geöffnet wurde und Damonas Gesicht auftauchte.

Mit keiner Reaktion gab Lucille zu erkennen, daß sie ihre Tochter entdeckt hatte.

Sie würde schon das Richtige tun, davon war Lucille fest überzeugt.

Ernest de Lorca bemerkte nichts. Er hatte nur Augen für seine im Bett sitzende Frau.

Lucille hatte die Bettdecke zurückgeschlagen, so daß sie nur noch die Füße bedeckte.

De Lorca atmete schwer! Der Anblick seiner Frau brachte ihn aus der Fassung. Er dachte an die leidenschaftlichen Nächte, die er mit Lucille verbracht hatte, an ihr wildes, ungestümes Begehren…

Lucille merkte, was in ihrem Mann vorging. »Ist was, Ernest?« fragte sie lauernd.

»Du sagst ja gar nichts mehr!«

»Ich… ach, verdammt…«

»Wolltest du mich nicht erschießen?« Das Lachen der Frau klang spöttisch und trieb Ernest de Lorca das Blut ins Gesicht.

»Ja!« schrie er. »Ich werde dich erschießen. Ich bringe dich um, du verdammtes…«

»Halt!«

De Lorcas Ausbruch wurde durch Damonas peitschende Stimme gestoppt.

Entsetzt drehte sich der Mann um.

Damona hatte die Tür aufgestoßen. Sie stand auf der Schwelle, das schmale Gesicht haßverzerrt, den rechten Arm ausgestreckt. Ihr Zeigefinger wies wie die Spitze eines Dolches auf die Brust ihres Vaters.

Ernest holte tief Luft. Er merkte, daß er die Kontrolle der Situation verlor.

»Raus!« brüllte er seine Tochter an. »Los, verschwinde!«

Damona schüttelte den Kopf. Ihre glatten roten Haare flogen. »Nein, ich bleibe!«

Ernest de Lorca stöhnte gequält. »Dann muß ich euch beide töten«, flüsterte er rau.

Er dachte nicht mehr daran, daß nur eine Kugel im Magazin steckte. Die Waffe in seiner Hand beschrieb einen Halbkreis. Sie zeigte wieder auf Lucille.

»Wen willst du denn zuerst umlegen? Mich oder deine Tochter? Na los, warte nicht so lange, sonst drehen wir den Spieß noch um. Nicht wahr, Damona?«

Die letzten Worte schrie Lucille heraus, und sie waren für das Mädchen ein Zeichen.

Blitzschnell veränderte sich Damonas Gesicht. Ein zweites, gräßliches schälte sich hervor.

Es war die Fratze des Teufels!

Zwei Hörner wuchsen aus der Stirn, und die sanften Augen verwandelten sich zu dunkel funkelnden Seen, in denen sich das Grauen spiegelte.

Die aufgeworfenen Nasenlöcher blähten sich wutschnaubend. Das Gesicht hatte entfernte Ähnlichkeit mit dem eines Ziegenbocks, wie der Teufel in alten Zeichnungen oft dargestellt wurde.

Damona war vom Satan besessen!

Er gab ihr die Kraft, er diktierte ihr Aussehen und Handeln.

Die nächsten Szenen spielten sich so schnell ab, daß de Lorca nicht mehr reagieren konnte.

Auf dem Nachttisch, direkt neben der brennenden Lampe, lag eine Schere. Ein großes Instrument, mit langen, spitzen Schenkeln.

Eine mörderische Waffe!

Damona konzentrierte sich auf die Schere. Sie schien das blitzende Instrument hypnotisieren zu wollen.

Und dann – urplötzlich – hob die Schere vom Nachttisch ab, drehte sich einmal und schoß auf Ernest de Lorca zu.

Sie traf.

Wuchtig bohrten sich beide Scherenschenkel in Ernest de Lorcas Rücken, bevor er begriff, was eigentlich geschehen war.

De Lorca wurde nach vorn gestoßen, seine Knie prallten gegen das Fußende des Bettes. Ein heiseres Gurgeln drang aus seinem Mund. De

Lorca verlor das Gleichgewicht, torkelte unsicher und fiel langsam, wie im Zeitlupentempo, auf seine Betthälfte.

Die Schere ragte aus seinem Rücken. Sie war de Lorca von hinten ins Herz gefahren.

Lucille de Lorca lächelte. Dann blickte sie ihre Tochter an. Damona sah wieder völlig normal aus. Sie nickte in Richtung des Toten und fragte: »War es gut so, Mutter?«

»Ja«, lobte Lucille sie. »Du hast deine Sache ausgezeichnet gemacht. Es mußte so kommen, und ich wußte, daß uns Satan nicht im Stich läßt. Endlich sind wir deinen Vater los, und wir können uns in aller Ruhe unserer Aufgabe widmen.«

***

Einige Minuten verstrichen. Die beiden Frauen schwiegen.

Der Regen rauschte monoton gegen die Scheiben.

Damona de Lorca wirkte in diesem Augenblick wie ein kleines, schutzsuchendes Kind. Niemand hätte ihr jetzt ihre achtzehn Jahre geglaubt, und niemand wäre auf den Gedanken verfallen, in dem Mädchen könnte der Teufel stecken.

Sie war eine schmale Person. Magere Schultern schoben sich wie Kleiderbügel nach beiden Seiten. Brüste hatte sie kaum, das Gesicht zeigte eine ungesunde Blässe, die Augen waren von einem verwaschenen Blaugrün, und selbst die Sommersprossen auf der Haut blieben blaß.

Nach Damona würde sich kein junger Mann umsehen.

Es war Lucille de Lorca, die das drückende Schweigen brach. Sie deutete auf die Leiche. »Wir müssen ihn wegschaffen«, sagte sie.

»Wohin?« Damona trat ans Bett.

»Am besten in den Garten. Da können wir ihn vergraben. Und finden werden sie ihn dort kaum.«

Damona blickte ihre Mutter schräg von der Seite an. »Jetzt? Bei dem Regen?«

»Ja. Je früher, desto besser. Faß mit an.«

Damona gehorchte. Sie packte die Leiche unter beiden Achselhöhlen und zog den Toten quer über das Bett. Das Blut hinterließ eine rote Spur.

Das Mädchen hatte kein Mitleid mit seinem Vater. Er hatte ihnen immer schon im Weg gestanden.

Vor dem Bett legten die beiden Frauen die Leiche auf den Boden. Gebrochene Augen starrten gegen die Decke. Mutter und Tochter rührte das nicht.

»Ich hole den Teppich«, sagte Lucille.

»Aber sei leise, sonst wird Teresa wach«, erinnerte Damona ihre Mutter an die Zwillingsschwester.

Aus dem Flur holte Lucille einen Teppich. Er war schmal und ziemlich lang. Mutter und Tochter rollten den toten de Lorca gemeinsam in den Teppich. Die Armeepistole hatte Lucille zuvor in ihrer Nachttischschublade verstaut.

Lucille de Lorca hatte im Gang das Licht angeknipst. Der Schein reichte aus, um auch im Parterre etwas erkennen zu können. Den auf der Treppe liegenden Mantel räumte Lucille weg.

Schweratmend erreichten sie das Erdgeschoß. Besonders die zierliche Damona hatte Mühe mit ihrer Last.

»Sollen wir eine Pause einlegen?« fragte die Mutter. Ihre Stimme klang besorgt.

»Es wäre besser«, keuchte Damona.

Sie warteten, legten die eingerollte Leiche vorsichtig auf den Boden und zogen sich dann Mäntel über und schützten die Haare mit Kopftüchern.

Lucille öffnete die Hintertür. Schweigend verständigten sich Mutter und Tochter, dann bückten sie sich und packten den Toten wieder an. Sie trugen ihn in den Garten, der mehr einem Dschungel glich und in der Dunkelheit wie ein Geisterwald aussah.

Der Regen hatte immer noch nicht aufgehört. Die beiden Frauen waren im Nu durchnäßt bis auf die Haut.

Ein Trampelpfad führte bis ans Ende des Grundstücks und endete vor einem Zaun.

Dort standen drei Ulmen, mächtige alte Bäume, deren ausladende Äste mit dem grünen Blattwerk ein natürliches Dach bildeten.

Neben dem ganz rechts stehenden Baum wollte Lucille die Leiche verscharren, denn anders konnte man dieses Begräbnis wahrhaftig nicht bezeichnen.

Lucille de Lorca war von einer solchen Gefühlskälte, die einen normalen Menschen schaudern mußte.

»Warte hier«, befahl sie ihrer Tochter. »Ich hole nur die Schaufeln.«

Lucilles Gestalt wurde vom Regen und der Dunkelheit aufgesogen. Damona stellte sich zitternd unter den Baum. Sie fror. Das Kopftuch hatte sich längst mit Wasser vollgesogen. Regen rann über ihr blasses Gesicht, netzte die Lippen.

Damona trank die Tropfen. Sie stand dicht am Baumstamm. Einige Käfer krabbelten unter der rissigen Rinde hervor und liefen über Damonas Arm. Sie sah die Käfer, nahm den ersten zwischen Daumen und Zeigefinger und zerquetschte ihn. Das gleiche geschah mit den beiden anderen. Dabei lag in Damonas Augen ein sadistisches Funkeln. Dieses Mädchen hatte mit keiner Kreatur Mitleid. Vielleicht nicht einmal mit sich selbst.

Lucille de Lorca kam zurück. Sie trug zwei Schaufeln. Eine davon warf sie ihrer Tochter zu.

»Los, fang an zu graben!«
Damona gehorchte. Sie stieß die Schaufel in das schwere, nasse Erdreich und begann direkt neben der Leiche das Grab auszuheben.
Die Frauen beeilten sich. Der Regen wurde noch stärker. Zusätzlich kam Wind auf und trieb die Wasserschleier schräg durch den Garten.
Es war eine unheilvolle Nacht.
»Wie tief soll die Grube denn werden?« fragte Damona schweratmend.
Lucille wischte sich über die Stirn, wo sich Regenwasser und Schweiß vermengten.
»Nicht so tief wie bei einem normalen Grab. Soviel Mühe machen wir uns nicht.«
Sie warf einen abschätzenden Blick auf die bisher geleistete Arbeit. »Wir müssen das Grab noch etwas länger graben«, sagte sie. »Komm.«
Die Frauen schaufelten weiter. Sie taten ihre makabre Arbeit stumm und verbissen.
Die Minuten vergingen, reihten sich zu einer Stunde. Niemand sah oder beobachtete die Frauen.
Wirklich niemand?
Damona bemerkte die Gestalt als erste. Mit einem leisen Aufschrei ließ sie die Schaufel fallen.
»Was ist denn?« fuhr Lucille ihre Tochter an.
»Hinter dir!«
Lucille de Lorca wandte sich um. Vom Haus her, aus den dichten Regenschleiern, löste sich eine Frauengestalt. Sie trug einen Morgenmantel, jedoch kein Kopftuch.
Das lange Haar klebte ihr tropfnaß am Kopf.
Die Gestalt – das Mädchen war keine andere als Teresa de Lorca, Damonas Zwillingsschwester…

***

»Das hat uns noch gefehlt!« zischte Lucille de Lorca. Innerhalb von Sekundenbruchteilen jagten die Gedanken durch ihren Kopf. Teresa hatte sehr an ihrem Vater gehangen. Sie war nicht so wie Damona. Sie unterschied sich physisch wie auch psychisch von ihr. Lucille de Lorca haßte ihre Tochter Teresa. Sie hatte es zwar ihr gegenüber nie zugegeben, doch Teresa spürte es schon seit langem. Bis jetzt hatte der Vater noch immer seine schützende Hand über sie gehalten.
»Was machst du denn hier?« fuhr Lucille de Lorca ihre Tochter an. »Warum liegst du nicht im Bett?«
Teresa antwortete nicht. Sie sah ihrer Schwester überhaupt nicht ähnlich, obwohl sie Zwillinge waren. Teresa hatte glänzendes schwarzes Haar, ein feingeschnittenes Gesicht mit einer kleinen, geraden Nase und einem Kinn mit winzigen Grübchen.

Der Hals war schlank, das Fleisch des jungen Körpers fest, ebenso wie die beiden hoch angesetzten Brüste. Eine Schönheit. Es war eine verrückte Laune der Natur, daß sie die beiden Mädchen so verschieden geschaffen hatte.

Teresa wischte sich das Regenwasser aus dem Gesicht. »Die gleiche Frage könnte ich euch stellen«, sagte sie mit kaum zu verstehender Stimme und deutete auf die Grube und den daneben liegenden Teppich. »Wollt ihr etwas vergraben?«

Lucille de Lorca ging einen Schritt vor. Damona hielt sich im Hintergrund. »Ja, wir haben hier zu tun. Und du gehst besser wieder ins Bett. Du hast hier nichts zu suchen.«

Teresa schüttelte den Kopf. »Ich bleibe!«

»Du gehst!«

Aber Teresa besaß einen starken Willen. Was sie sich einmal in den Kopf gesetzt hatte, das führte sie auch durch. Sie ging auf ihre Mutter zu und wollte an ihr vorbei, um nachzusehen, was die Teppichrolle enthielt.

Das Mädchen kam genau drei Schritte weit, da packte Lucille zu. Hart gruben sich ihre Finger in das Fleisch des rechten Oberarms. »Du gehst jetzt ins Haus!« zischte sie Teresa an.

»Laß mich!« Teresa versuchte sich loszureißen. Ihre Mutter hielt eisern fest. Stoff riß. Lucille gab Teresa einen Stoß, so daß sie taumelte. Dabei rutschte sie auf dem nassen, glitschigen Boden aus, geriet ins Straucheln und fiel hin. Sie landete auf dem Rücken.

»Das hast du nun davon!« schrie Lucille de Lorca. »Ich habe dir doch gesagt, du sollst verschwinden!« Teresa erhob sich auf die Knie.

Ihr Widerstandswille war noch längst nicht gebrochen. Von unten her schaute sie ihrer Mutter ins Gesicht. Ihr Nachthemd und der Morgenrock waren lehmverschmiert.

Plötzlich packte Teresa zu. Ihre rechte Hand krallte sich um Lucilles Knöchel, ein Ruck, und die rothaarige Lucille lag ebenfalls im Dreck. Sie fluchte und schrie in einem.

Teresa kümmerte sich nicht darum. Sie sprang auf die Füße, lief an ihrer Mutter vorbei und wollte auf den Teppich zu, der neben der Grube lag. Damona sah die Gefahr. Es war aber zu spät, um einzugreifen. Ehe sie ihre Schwester zurückreißen konnte, hatte diese den Teppich ein Stück aufgerollt.

Sie sah einen Arm und ein Bein. Am Handgelenk schimmerte eine goldene Uhr. Eine Uhr, die sie ihrem Vater erst vor einem Jahr zum Geburtstag geschenkt hatte. Ihr Vater…

Teresa hatte das Gefühl, ihr Herz müßte stehen bleiben. Der Mann, der vor ihr eingewickelt in dem Teppich lag, war kein anderer als ihr Vater. Ihr toter Vater!

Teresa wankte zurück. Aus ihrem halboffenen Mund drang ein tiefes

Stöhnen, in dem sich Schmerz und Angst paarten. Es wollte einfach nicht in ihren Verstand, was sie mit eigenen Augen gesehen hatte.

Lucille de Lorca und Damona beobachteten sie gespannt und lauernd. Teresa wandte sich um. Sie starrte in die Gesichter der Frauen, deren Lippen sich zu einem wissenden, aber auch spöttischen Lächeln verzogen hatten. Teresa spürte den Regen nicht, der auf sie niederprasselte. Eine Welt war für sie zusammengebrochen.

»Vater, Vater…?« hauchte sie mit tonloser Stimme. Lucille antwortete. »Ja, er ist tot.«

In einer hilflosen Gebärde breitete Teresa die Arme aus. »Aber warum denn?«

»Das werden wir dir später erklären.«

Teresa schüttelte den Kopf. »Warum bekommt er keine richtige Beerdigung?« wollte sie wissen.

»Niemand soll erfahren, daß er tot ist. Und auch du hältst den Mund. Verstanden?«

»Ich…« Teresa runzelte die Stirn. Ihre Augendeckel flatterten. Sie ließ die Arme an ihrem Körper herabhängen. Ihre bebenden Lippen formten verständnislose Worte. »… tot… tot…«

Urplötzlich sprang sie der Schock an. Teresas Augen füllten sich mit Tränen, die Knie begannen zu zittern, gaben nach. Mit einem Seufzer stürzte Teresa zu Boden. Sie war ohnmächtig. Sekunden verstrichen. Lucille und Damona blickten sich an.

»Was geschieht mit ihr?« wollte die Tochter wissen. Sie stieß ihre Schwester mit der Fußspitze an, um Teresa aufzuwecken.

Lucille winkte ab. »Erst einmal lassen wir sie hier liegen. Dann sehen wir weiter. Komm, hilf mir, die Grube muß endlich fertig werden. Teresa hat uns schon viel zu lange aufgehalten.«

Die Frauen machten sich wieder an die Arbeit. Die Schaufelblätter stachen in das nasse Erdreich, trugen die Klumpen ab und schleuderten sie zur Seite.

Nach etwa einer Viertelstunde war die Grube tief genug. Lucille stellte die Schaufel zur Seite.

»Los«, sagte die rothaarige Frau, »wir legen ihn rein.«

Damona faßte mit an.

Die Leiche paßte soeben in das primitive Grab. Allerdings mußten die Beine angewinkelt werden. Den Teppich ließen sie um den Körper. Auch die Schere blieb in seinem Rücken.

Die Frauen begannen, das Grab zuzuschaufeln. Der Regen fiel noch immer wie eine wahre Sintflut vom Himmel. In kleinen Bächen rann das Wasser den aufgeworfenen Lehmhügel hinab und spülte den braunen Schlamm auf den Rasen zu. Die Blätter der Bäume bogen sich unter der nassen Last. Es war kalt geworden. Viel zu kalt für die Jahreszeit. Schließlich schrieb man erst August.

Der Lehm war durch das aufgenommene Wasser noch schwerer geworden. Die ungewohnte Arbeit zehrte an den Kräften der Frauen. Schließlich hatten sie es geschafft. Mit den Füßen trampelten sie das makabre Grab flach.

Lucille reichte die beiden Schaufeln ihrer Tochter. Dann nickte sie und sagte: »Das wär's wohl. Bring die Dinger weg, ich kümmere mich um deine Schwester.«

»Was hast du mit Teresa vor?« fragte sie.

»Ich bringe sie erst einmal ins Haus. Wenn sie aus ihrer Ohnmacht erwacht, werde ich mit ihr reden. Mal sehen, auf welche Seite sie sich stellt.«

»Und wenn sie Schwierigkeiten macht?« Damonas Frage klang lauernd.

Lucille de Lorca lächelte eisig. Sie deutete auf den zweiten Baum. »Daneben ist noch Platz«, sagte sie gefühllos.

Damona begann zu lachen. Es hörte sich an wie das Gelächter des Teufels…

***

Die nadelfeinen Strahlen der Dusche waren kochendheiß. Im Nu breitete sich der Dampf in der kleinen Kabine aus. Das Fenster beschlug. Tropfen sammelten sich und liefen an der Scheibe entlang.

Teresa drehte den Hahn für das kalte Wasser auf. Augenblicklich wurde die Temperatur des Wassers angenehm.

Das Girl zog sich aus. Es ließ den verdreckten Morgenmantel zu Boden gleiten und schälte sich aus dem langen klatschnassen Nachthemd. Wie Gott sie erschaffen hatte, stand sie vor dem Spiegel.

Sie konnte mit ihrer Figur zufrieden sein. Teresa war eine voller blühte Schönheit.

Doch jetzt war das hübsche Gesicht von Angst gezeichnet. Noch immer zitterte sie.

Der Schock war hart gewesen. Sie hatte ihren toten Vater gesehen, und obwohl es niemand zugeben wollte, war sie davon überzeugt, daß ihr Vater ermordet worden war.

Von wem?

Damona hatte ihn schon immer gehaßt. Genau wie Lucille, ihre Mutter. Der Vater wollte die gefährlichen Spiele nicht mitmachen, die diese beiden Frauen trieben.

Und auch Teresa war dagegen. Jetzt hatte ihre Mutter ihr eine Galgenfrist gegeben, die in achtundvierzig Stunden ablaufen würde.

Zwei Tage – dann mußte sie sich entschieden haben.

Teresa stieg unter die Dusche. Das jetzt angenehm temperierte Wasser perlte über ihre glatte weiche Haut. Mit Duschschaum rieb sich Teresa ihren Körper ein. Der Schaum belebte und machte munter.

Achtundvierzig Stunden Galgenfrist!

Teresa wußte, daß man sie nicht aus dem Haus lassen würde.

Sie war eine Gefangene. Und sie konnte nichts dagegen tun. Die Macht ihrer Mutter und der Schwester war zu groß.

Das Mädchen drehte sich unter den feinen Strahlen der Brause. Doch das Wasser vertrieb nicht die trüben Gedanken. Immer wieder kam ihr der Vater in den Sinn. Er hatte als einziger zu ihr gehalten.

Teresa dachte daran, daß sie in die Uni mußte. In drei Wochen fing das neue Semester an. Sie studierte Theaterwissenschaft. Ihre Schwester tat nichts. Sie war nach ihrer Schulzeit zu Hause geblieben.

Teresa wußte, daß Damona übernatürliche Fähigkeiten besaß. Sie hatte einmal gesehen, wie Gegenstände im Zimmer herumgeflogen waren, ohne daß sie jemand berührt hatte. Die Mutter hatte Teresa damals erklärt, daß Damona diese Gegenstände nur durch Hilfe ihrer Geisteskraft bewegt habe.

Teleportation nannte man so etwas!

Wieder kehrten Teresas Gedanken zur Uni zurück. Und damit auch zu Will Purdy, ihrem Freund. Sie war mit dem jungen Chemiestudenten schon ein halbes Jahr befreundet, und sie war sehr in ihn verliebt. Will wußte zwar, wo sie wohnte, war aber noch kein einziges Mal im Haus gewesen. Teresa hatte sich nicht getraut, den jungen Mann ihren Eltern und der Schwester vorzustellen.

Doch irgendwie mußte sie Will eine Nachricht zukommen lassen.

Aber wie…

Ihre Gedanken wurden durch ein spöttisches Lachen unterbrochen, das selbst das Rauschen der Brause übertönte.

Erschreckt trat Teresa einen Schritt vor. Die Strahlen prasselten jetzt auf ihren Rücken.

Damona hatte das Bad betreten. Sie stand vor der kleinen Duschkabine und hatte ebenfalls nichts mehr an. Ihr hagerer Körper war mit rotem Flaum bewachsen der Mund war spöttisch verzogen, und in den Augen lag ein seltsames Glitzern.

»Was willst du?« fragte Teresa.

Damona lachte abermals. »Denkst du an ihn?«

»Ja, ich denke an Vater. Und du hast ihn umgebracht. Das stimmt doch – oder?«

Damona hob die mageren Schultern. »Wer weiß«, erwiderte sie unbestimmt. »Wirst du zu uns halten?« fragte sie dann.

»Nein!«

»Dann wirst du es bereuen. Wenn – wir dich ausstoßen, dann…«

Plötzlich stieg die Wut in Teresa hoch. »Was geschieht dann?« schrie sie. »Wollt ihr mich auch umbringen, wie ihr es mit Vater getan habt, ihr verdammten Bestien? Los, sag schon.« Sie sprang aus der Duschkabine und schlug auf Damona ein.

Damona war zu überrascht, um den Angriff wirkungsvoll abzuwehren. Sie mußte die ersten Schläge einstecken, die sie gegen den Spiegel trieben.

Teresa war nicht mehr zu halten. Die Arme arbeiteten wie die Flügel einer Mühle, aber sie traf nur selten.

Damona konnte zurückweichen, den meisten Schlägen die Wucht nehmen, dennoch mußte sie einen Hieb auf die Nase hinnehmen.

Sie fing sofort an zu bluten.

Und Teresa tobte weiter. Trauer und ohnmächtige Wut verliehen ihr unglaubliche Kräfte. Damona prallte mit dem Rücken gegen die Tür, riß ihr Knie hoch und traf die Schwester hart.

Teresa krümmte sich. Damona nutzte die Gelegenheit und packte die Arme der Schwester. Wie Schraubstöcke hielten die Hände fest. »Das hast du nicht umsonst getan!« keuchte Damona. Kraftvoll drängte sie Teresa auf die Dusche zu. Die beiden Mädchen keuchten und schrien, während das Wasser weiterrauschte.

Doch Teresa hatte sich verausgabt. Sie konnte der Kraft ihrer Schwester nichts entgegensetzen, zudem rutschte sie auf dem glitschigen Terrazzoboden aus.

Damona packte Teresas Schultern. Mit einem siegessicheren Schrei auf den Lippen schleuderte sie die Schwester in die kleine Duschkabine. Hart stieß sich Teresa beide Knie. In einem Winkel der Dusche fiel sie zu Boden.

»Und jetzt gib genau acht!« schrie Damona. Mit halb erhobenen Armen und zu Fäusten geballten Händen blieb sie dicht vor der Duschkabine stehen. Ihre Augen schienen um das Doppelte zu wachsen. Mit Erschrecken sah Teresa, daß sich das Gesicht der Schwester veränderte, wie sich ein zweites, eine schreckliche Fratze, über das erste schob.

Die Fratze des Teufels!

Und dann geschah das, was Teresa an den Rand des Irrsinns trieb.

Plötzlich rauschte kein Wasser mehr aus der Dusche. Die nadelfeinen Strahlen waren rot.

Rot wie – Blut!

»Die Strafe!« brüllte Damona. »Die Strafe des Satans! Überall soll es sein. Blut! Blut! Blut…«

Sie tanzte und führte sich auf wie der Teufel selbst. Ein abstoßendes, widerliches Gelächter heulte aus ihrem Mund. Es hallte durch das Bad und vermischte sich mit dem Rauschen der Dusche.

Für Teresa jedoch sanken die Chancen auf Null. Nie würde sie diesen Teufelskreis sprengen können.

***

Eigentlich war es ein Witz!

Irgendein neuer Computer hatte festgestellt, daß sich die Scheidungen in London häuften. Nun war London eine Millionenstadt, und zwangsläufig lag die Scheidungsquote dort höher als in einem verschlafenen Dorf – nur hatte diese Scheidungssache einen Haken.

Die Frauen gaben zu, daß sie mit ihren Männern nicht mehr leben wollten, weil sie einem Orden beigetreten waren. Dem Damona-Orden.

Nur allein aus diesem Grund hatten sie eine Scheidung eingereicht. Der Damona-Orden war für sie Lebensinhalt geworden. Der Ordensverband gab ihnen alles, er konnte ihre geheimsten Wünsche befriedigen und sorgte dafür, daß es ihnen gutging.

John Sinclair las den Bericht zweimal. Beim zweiten Lesen gönnte er sich eine Zigarette. Die erste an diesem Morgen. John hatte beschlossen, die Qualmerei einzuschränken.

John Sinclair wußte noch nicht so recht, was er mit dem Bericht anfangen sollte. Sein sechster Sinn sprang auch nicht an. Er hatte schon mehr als einmal erlebt, daß ihm Kollegen Fälle zuschustern wollten, mit denen sie nicht fertig wurden – oder weil sie einfach keine Lust hatten, die Dinge weiterzuverfolgen. Und dieser Fall sah John ganz danach aus.

Andererseits, dieser Name Damona-Orden kam ihm doch reichlich spanisch vor. Damona! Die Assoziation zu Dämon lag auf der Hand. Und ein reiner Frauenclub mit einem solchen Namen konnte unter Umständen Ziele verfolgen, die gefährlich waren.

John dachte an Schwarze Messen und an die Satansverehrung. Schwarze Messen waren »in«. Die Satansverehrung auch. Die meisten Clubs waren harmlos, ihre Mitglieder bestanden aus Spinnern und Geisteskranken, aber es gab auch Ausnahmen.

Die Clubs standen unter lockerer Kontrolle. Viele von ihnen waren sogar als Verein registriert, dieser offenbar nicht, denn es fehlte die entsprechende Notiz. Stirnrunzelnd legte John Sinclair den Bericht zur Seite. Hier wollte er nicht selbst entscheiden, sondern zuvor seinen Vorgesetzten, Superintendent Powell, konsultieren.

Johns Vorzimmerelfe, die schwarzhaarige Glenda, strahlte den Geisterjäger an, als dieser sein Büro verließ.

John lächelte zurück. »Ich bin beim großen Boß«, sagte er und verschwand. John ließ sich ungern auf längere Gespräche mit Glenda ein, sie hätte sich unter Umständen Hoffnungen gemacht, die der Geisterjäger auf keinen Fall erfüllen wollte.

Powell aß seinen gesunden Frühstücksquark, als John das Büro des Superintendenten betrat. Neben dem Quarkbehälter stand das übliche Mineralwasser. Von der Wand blickte die Queen streng auf ihre Untergebenen herab.

Powell erinnerte John immer an einen magenkranken Pavian.

Manchmal wirkte er auch wie ein alter Uhu, wenn er durch seine dicken Brillengläser starrte und einen Besucher so fixierte, daß diesem angst und bange wurde. John hatte sich solche Gefühle längst abgewöhnt.

»Hallo, Meister«, grüßte John und ließ sich auf dem Besucherstuhl nieder. »Essen Sie ruhig weiter.«

Powell grunzte nur und schluckte den Rest Quark hinunter. Dann wischte er sich mit einem Tuch über den Mund und blickte John böse an. »Hatten Sie sich eigentlich angemeldet?« erkundigte er sich.

»Nein, aber Ihre Vorzimmerpalme war nicht da. Deshalb hielt ich es für ratsam, so hineinzuschleichen. Schließlich ist Zeit Geld. Und ein Beamter, der nur herumsitzt und wartet, festigt wieder die Vorurteile. Wenn Sie mein Eindringen also aus dem Blickwinkel betrachten, müssen Sie zugeben, Sir, daß…«

»Ja, ja, schon gut.« Powell winkte ab. »Ich weiß, daß Sie vorlaut sind und immer das letzte Wort haben müssen. Eine Ihrer unangenehmen Eigenschaften. Jetzt zur Sache. Worum geht es?«

John Sinclair tippte mit dem Zeigefinger auf den Bericht in seiner linken Hand.

»Dieses hier!« Er hielt die Mappe hoch.

Powell nickte. Er wußte schon Bescheid. »Aha, Sie sind also über diese Statistik gestolpert.«

John hob fragend die Augenbrauen. »Sollte ich das?«

»Ja.«

»Wie nett.«

»Lassen Sie mal den Spott weg, Sinclair, die Sache sieht ernst aus. Wenn dieser Damona-Kult tatsächlich existiert, dann müssen Sie ihn zerschlagen.«

»Wir haben aber keine Beweise, daß er etwas Unrechtes im Schilde führt. Schön gesagt, nicht?«

»Dann schaffen Sie die Beweise heran.« Powell schlug mit der Faust auf den Tisch.

»So kenne ich Sie ja gar nicht, Sir«, staunte John. »Wie ist es möglich, daß Sie sich dermaßen engagieren?«

»Hm.« Superintendent Powell druckste herum. Dann rückte er mit der Sprache heraus, verlangte aber, daß die Worte nicht an die Ohren eines anderen gelangten.

John versprach es.

»Einem Verwandten von mir ist ebenfalls die Frau weggelaufen. Den Namen finden Sie in der Liste. Der Mann heißt Ballantine.«

»Wie der Whisky?«

»Ja.«

»Auch so scharf?« fragte John grinsend.

»Darauf verlangen Sie doch wohl keine Antwort«, erwiderte Powell.

»Ich will nur, daß Sie sich um den Fall kümmern. Mehr nicht. Und daß Sie mir Bericht erstatten.«

John stand auf. Er schlug den Hefter gegen seinen Oberschenkel. »Okay, Sir, dafür werde ich bezahlt. Ich tue mein Bestes. Wie immer. Noch etwas auf dem Herzen?«

»Ja.«

John hob fragend den Blick. »Fangen Sie nicht gerade mit Ihren Nachforschungen bei Mr. Ballantine an. Er ist ein honoriger Bürger unseres Staates. Ich möchte nicht, daß er weiterhin mit der unangenehmen Sache belästigt wird.«

Der Oberinspektor winkte ab. »Keine Sorge, Sir. Ich lasse Ihre Verwandtschaft in Ruhe.«

Der Geisterjäger ging. Aus den Augenwinkeln nahm er wahr, wie Superintendent Powell zur Mineralwasserflasche griff. Jetzt mußte er wieder seinen Magen beruhigen.

»War's schlimm beim Alten?« Mit diesen Worten empfing Glenda den hochgewachsenen blondhaarigen Oberinspektor mit den stahlblauen Augen.

»Miß Perkins«, sagte John und hob den Zeigefinger. »Ich bitte mir in Zukunft mehr Respekt aus. Superintendent Powell ist ein honoriger Bürger unseres Landes und…«

John mußte selbst lachen. Er bat um einen Kaffee und verschwand in seinem Büro.

Der Kaffee kam und mit ihm ein Telefonanruf. Der Geisterjäger hob ab und meldete sich.

»Haben dich noch immer nicht die Monster gefressen?« hörte er eine wohlbekannte Stimme, die ihm augenblicklich einen leichten Schauer über den Rücken rieseln ließ.

»Nein, ich lebe noch, wie du hörst«, erwiderte der Oberinspektor.

Die Stimme, die ihm die Frage gestellt hatte, gehörte Jane Collins. Und Jane war ein Girl, bei dem auch der härteste Junggeselle schwach werden und in den Hafen der Ehe einlaufen konnte. John hatte einmal den Satz von der hübschesten Privatdetektivin Europas geprägt, und das war sicherlich nicht übertrieben.

»Wo drückt denn der Busen?« erkundigte sich der Geisterjäger.

»Ich dachte immer, du weißt, daß ich keinen BH nötig habe«, lautete die Antwort, und John entschuldigte sich auch sofort.

»Wir haben uns ja so lange nicht mehr gesehen, da vergißt man schon mal was«, meinte er.

»Da sieht man wieder, was du für mich übrig hast. Aber mal Spaß beiseite. Ich habe einen Fall für dich, John.«

»Nein, nicht schon wieder. Ich bin mit Arbeit eingedeckt bis zum geht nicht mehr«, stöhnte John. »Sei ruhig und hör zu.«

Ihre Geschichte elektrisierte den Geisterjäger. Schon nach wenigen

Sätzen wußte er, daß sie und er an dem gleichen Fall arbeiteten. Es ging um den Damona-Orden!

Oberinspektor Sinclair war ein Mann schneller Entschlüsse. »Paß auf, Jane, wo treibst du dich jetzt herum?«

»Ich bin in meinem Büro.«

»Okay, wir treffen uns in dem kleinen Lokal an der Ecke. Warte dort auf mich. Einverstanden?«

»Ja.«

»Dann bis gleich.« Der Geisterjäger hängte auf.

»Fahren Sie weg, Herr Oberinspektor?« fragte die schwarzhaarige Glenda, und in ihrer Stimme schwang ein bedauernder Unterton mit.

»Ja.«

Glenda schlug die Beine übereinander. Sie machte das so raffiniert, daß der enge blaue Rock ein gutes Stück nach oben rutschte. John räusperte sich. »Ich treffe mich mit einer Dame.«

Glenda nahm eine andere Sitzhaltung ein. »Kommen Sie heute noch ins Büro zurück?« fragte sie förmlich.

»Keine Angst, ich bleibe nicht über Nacht«, grinste John und ging zur Tür. Als er sich dicht davor noch einmal umdrehte, war Glenda tatsächlich rot geworden. Lächelnd verließ John das Vorzimmer. Sein Bentley stand auf dem Parkplatz.

Ein Klassewagen. Silbermetallic, das Armaturenbrett aus Holz, die Sitze aus weichem Leder.

John stieg ein. Der typische Autogeruch empfing ihn. Ein leichter Hauch von Benzin, vermischt mit dem Aroma des Zigarettentabaks und dem herben Duft des Leders. John Sinclair mochte die Kombination.

Sanft rollte der Bentley in Richtung Parkplatzausfahrt. Das Lokal, in dem sich John mit Jane Collins treffen wollte, lag im Stadtteil Westminster. John fuhr die Whitehall Parlament Street hoch, bog dann in die Cockspur Street ein und lenkte den Bentley in Richtung Waterloo Place. An der Charles Street, die zum St. James Square führte, fand John einen Parkplatz. Die Fahrt hatte nur eine halbe Stunde gedauert. Für London eine reife Leistung.

Die Charles Street war trotz des Nieselregens belebt. Zahlreiche Geschäftsleute warteten auf zahlungskräftige deutsche Touristen. John stellte den Kragen seines Trenchcoats hoch und hastete auf den Eingang des italienischen Lokals zu. Er entdeckte Jane Collins in der Ecke. Sie winkte ihm zu. »Hallo, Luigi«, begrüßte John den Wirt und bestellte einen Cappuccino. Jane hatte das gleiche vor sich stehen. Die Detektivin sah mal wieder zum Anbeißen aus.

Das lange Haar wurde über der Stirn von einem roten Band gehalten. Der Pullover in der gleichen Farbe saß weit und war aus Kaschmirwolle. Auch der Nagellack paßte zur Kleidung. Jane war

dezent geschminkt. Sie hatte es nicht nötig, sich ihre vollen naturroten Lippen nachzuziehen. Sie wirkte auch so.

John Sinclair lehnte sich zurück. »Dann mal raus mit der Sprache«, forderte er sie auf. »Was macht denn dieser komische Club?«

Jane Collins berichtete von einem gewissen Lidell, der zu ihr gekommen war, um sie über den Damona-Kult aufzuklären und um sie zu beauftragen, Mrs. Lidell zu bewachen, was sie allerdings bisher noch nicht getan hatte. »Ich wollte vorher noch mit dir reden, John.«

Der Geisterjäger nickte. »Wir knacken am gleichen Problem«, meinte er. »Aber bleib du ruhig bei deinem Lidell, dann kann ich den Namen von meiner Liste streichen. Es gehören ja noch mehr Personen zu diesem Orden. Vielleicht ist sogar alles ganz harmlos«, schränkte der Geisterjäger ein, »und wir haben uns umsonst Sorgen gemacht.«

Jane wiegte bedenklich den Kopf und trank ihre Tasse leer. »Daran glaube ich nicht so recht, John. Du weißt selbst, wie gefährlich solche Clubs oder Geheimbünde sein können.«

John Sinclair strich über seinen Nasenrücken. »Aufgabenteilung, wenn wir schon zusammenarbeiten. Du Lidell, und ich nehme mir einen anderen Knaben vor. Vor allen Dingen bin ich scharf darauf, die Frauen zu sprechen.«

»Wenn man sie erreicht. Aber auch mit Lidell ist es nicht einfach. Nach seinem Besuch – und der ist immerhin schon drei Tage her – habe ich nichts mehr von ihm gehört. Er hat auch noch nach der Scheidung in seinem Haus gewohnt.«

»Vielleicht hat er beruflich in einer anderen Stadt zu tun?« vermutete John.

»Nein.« Jane schüttelte den Kopf. »Lidell ist leitender Ingenieur bei einer Kesselbaufirma. Ich habe dort angerufen, und man wundert sich, daß Lidell verschwunden ist. Er hat nämlich nichts hinterlassen. Er ist einfach nicht zur Arbeit gekommen. Und der Sache will ich auf den Grund gehen.«

»Nichts dagegen.« John winkte dem Wirt, um die Rechnung zu begleichen. »Ciao, Luigi.« John schlug dem Italiener auf die Schulter. »Bis später einmal.« Er und Jane verließen das Lokal.

Die anwesenden Männer warfen Jane Collins begehrliche Blicke nach. Und in ihren Augen war zu erkennen, daß sie John Sinclair zum Teufel wünschten.

***

Die Lidells mußten der gut verdienenden Mittelschicht angehören. Jedenfalls deutete ihr Bungalow darauf hin. Das Haus mit dem hübschen Vorgarten lag in einem nördlichen Londoner Vorort und grenzte mit der Westseite an ein Industriegelände, das durch einen Drahtzaun gesichert war.

Jane Collins sah die flachen Dächer einiger Fabrikhallen, als ihr Wagen die schmale Straße hinunterrollte.

Von dem letzten lukrativen Honorar hatte sich die Detektivin einen Lancia gekauft.

Erdbeerrot und mit schwarzen Sitzen. Sie schwärmte für italienische Wagen ebenso wie für die Schuhe und das Essen aus diesem Land.

Der Bungalow hatte eine angebaute Garage mit einer Zufahrt. Dort stellte Jane ihren Wagen ab, stieg aus und ging auf den Eingang zu.

Sie bemerkte, wie hinter der Scheibe die Gardine bewegt wurde. Jemand mußte also schon bemerkt haben, daß Besuch kam.

Die Haustür wurde geöffnet.

Eine Frau sah Jane Collins mißtrauisch entgegen.

Die Frau trug ihr dunkles Haar nach hinten gekämmt, war schätzungsweise vierzig Jahre alt und schon ziemlich verbittert. Jane schloß das aus den Falten, die das Gesicht einkerbten. Die Frau trug ein dunkles Kleid. Vor der Brust baumelte eine Plakette. Den Namen, der darauf eingeritzt war, konnte die Detektivin nicht lesen.

Jane knipste ihr bestes Lächeln an. »Mrs. Lidell?« fragte sie.

»Ja.« Die Antwort klang mürrisch.

»Mein Name ist Jane Collins«, stellte sich die blondhaarige Detektivin vor. »Ich hätte gern mit Ihnen gesprochen, Mrs. Lidell.«

»Worüber denn?«

»Könnte ich Ihnen das nicht im Haus erklären?« fragte Jane höflich.

Die Frau zögerte. Jane sah es förmlich hinter ihrer hohen Stirn arbeiten, dann gab Mrs. Lidell den Weg frei.

»Kommen Sie herein. Viel Zeit habe ich allerdings nicht. Und wenn Sie Vertreterin sind, können Sie gleich wieder gehen.«

»Keine Bange«, erwiderte Jane und betrat das Haus.

Dunkle Möbel, schwere Vorhänge, Steinplatten auf dem Boden. Von der großen Diele zweigten mehrere Räume ab. Jane wurde ins Wohnzimmer geführt.

Eine schwere Cordcouch. Die Möbel aus Eiche. Die Anbauwand wuchs über Eck und war voll gestopft mit Büchern. In einem Fach stand ein Fernsehapparat. Der schwere Schreibtisch hatte seinen Platz vor dem Fenster. Durch die Scheibe sah man in den Garten und auf die Mauer des versetzt stehenden Nachbar-Bungalows. Dort mähte eine junge Frau gerade den Rasen.

»Was kann ich also für Sie tun, Miß Collins?« fragte Mrs. Lidell. Sie deutete auf einen Sessel.

Bevor Jane Platz nahm, präsentierte sie ihren Ausweis.

Mrs. Lidells Gesicht wurde noch verkniffener. »Eine Detektivin?« fragte sie verblüfft. »Was habe ich mit Ihnen zu schaffen?«

Jane setzte sich. »Das will ich Ihnen ja gerade erklären. Es geht um Ihren Mann.«

»Victor?« Die Frau zog die Augenbrauen zusammen.

»Ja, ich hätte ihn gern gesprochen.«

Jane rückte bewußt nicht mit der Wahrheit heraus. Sie wollte Mrs. Lidell erst einmal in Sicherheit wiegen, um selbst die Gesamtsituation überblicken zu können.

»Was wollen Sie denn von meinem Mann?«

Jane griff nach den Zigaretten. »Darf ich rauchen?«

»Ja, bitte.«

Die Detektivin zündete sich ein Stäbchen an. Der Ascher stand auf dem Tisch. »Ihr Mann, Mrs. Lidell, ist Zeuge bei einem Unfall geworden. Und da sich die beiden Parteien nicht einigen können, hat man mich beauftragt, in dem Fall zu vermitteln. Aus diesem Grunde möchte ich mit Ihrem Mann reden.«

»Ah so.« Jane merkte, daß Mrs. Lidell aufatmete. Sie riskierte sogar ein Lächeln.

»Da kann ich Ihnen leider nicht behilflich sein, Miß Collins. Mein Mann ist nicht da.«

Jane blies den Rauch gegen die Decke. »Wann kommt er wieder?«

Mrs. Lidell hob die Schultern. »In drei oder vier Wochen. Es kann auch länger dauern. Er ist für seine Firma unterwegs. Ein Auftrag im Nahen Osten, Sie verstehen.«

»Das ist natürlich Pech«, gab Jane zu. Gleichzeitig dachte sie: Du falsche Schlange.

Von wegen Naher Osten. Die Firma weiß überhaupt nicht, wo ihr Mitarbeiter steckt.

Sie drückte ihre Zigarette aus. »Das ist sehr schade«, bedauerte sie. »Kann man ihn denn anrufen?«

»Nein, nein«, erwiderte Mrs. Lidell hastig. »Das ist nicht möglich. Der steckt irgendwo in der Wüste. Ich glaube nicht einmal, daß es dort Telefon gibt.«

Jane Collins erhob sich. »Ich könnte mich aber mal mit seiner Firma in Verbindung setzen. Das wäre immerhin eine Möglichkeit, herauszufinden, wo Ihr Mann genau steckt. Ich glaube, das werde ich auch tun.« Sie reichte Mrs. Lidell die Hand.

Die Frau ergriff sie zögernd. Deutlich sah Jane das Erschrecken auf ihrem Gesicht, aber auch den hinterhältigen Ausdruck, der sich plötzlich in ihren Blicken spiegelte.

Die Frau hatte etwas vor. Jane hatte sie aus der Reserve gelockt.

»Ein tolles Amulett haben Sie da«, sagte Jane und faßte nach der runden Plakette, die vor Mrs. Lidells Brust hing. Das Material fühlte sich weich an, wie Leder. Es war von hellbrauner Farbe, und Jane konnte das große D darauf lesen.

Mrs. Lidell trat hastig zurück. »Lassen Sie die Finger davon«, sagte sie scharf.

»Entschuldigung. Ich bin immer neugierig. Das bringt schon mein Beruf mit sich, wie Sie sich sicher vorstellen können.« Jane Collins wandte sich zur Tür. Mrs. Lidell machte keine Anstalten, ihre Besucherin zurückzuhalten. Erst als die Detektivin schon den Fuß über die Schwelle gesetzt hatte, erfolgte die Reaktion.

»Ach, Miß Collins?«

»Ja?«

»Mir ist gerade etwas eingefallen. Kommen Sie doch noch einmal zurück. Ich möchte Ihnen noch etwas zeigen.«

»Natürlich.« Die Detektivin machte kehrt.

Mrs. Lidell verschloß die Haustür.

Jane war schon auf dem Weg zum Living-room, da hielt Mrs. Lidells Stimme sie auf. »Nein, nein, wir müssen in den Keller.«

Jane Collins war überrascht, zeigte es jedoch nicht. Sie traute sich durchaus zu, mit Mrs. Lidell fertig zu werden. Allzu kräftig sah die Frau nicht aus. Zudem war Jane in Judo und Karate ziemlich gut. Sie folgte Mrs. Lidell durch eine Nischentür in den Keller. Die Stufen der Treppe waren breit. Man sah ihnen an, daß sie wenig benutzt wurden. Das kalte Leuchtstoffröhrenlicht enthüllte einen piksauberen Kellerflur. Vor einer grünlackierten Tür blieb Mrs. Lidell stehen. Die Tür hatte einen Hebelverschluß.

Mrs. Lidell drückte den Hebel nach unten, zog die Tür auf, machte Licht und ließ Jane vorgehen.

Die Detektivin betrat einen großen Raum, der als Waschküche diente. Eine Waschmaschine stand in der Ecke. Es gab Auffangbecken für Schmutzwasser und ein altes Sidebord, auf dem eine Werkzeugkiste stand. Ein Becken war mit Brettern zugedeckt worden.

Jane Collins spürte, wie die Spannung in ihr anstieg. Mrs. Lidell hatte etwas vor, das spürte sie deutlich. Aber was?

Die Frau trat an das Becken. Der Reihe nach hob sie die Bretter ab und legte sie auf den Boden.

»Treten Sie näher, Miß Collins«, sagte sie mit rauer Stimme. »Kommen Sie.« Jane Collins blickte in das Steinbecken – und prallte zurück. Zusammengekrümmt und inmitten einer Blutlache lag dort ein Mann. Er war tot. Man hatte ihm den Schädel eingeschlagen!

***

Der erste Name auf John Sinclairs Liste lautete Adamson. Den Wohnort fand der Geisterjäger nicht weit von der Themse entfernt, in einem Viertel, das nach dem zweiten Weltkrieg aufgebaut worden war.

Die Straße verlief schnurgerade durch die Wohngegend. Es gab Parkplätze genug.

Der Regen der vergangenen Tage hatte aufgehört. Hin und wieder

lugte sogar die Sonne zwischen den Wolkenbergen hervor. Der frische Westwind war dabei, den Himmel blankzufegen.

John parkte seinen Bentley zwei Häuser von Adamsons Wohnung entfernt. Direkt hinter einem Haus, das renoviert wurde. Das hohe Gerüst wuchs bis zum Dach.

John stieg aus seinem Schlitten und näherte sich dem Haus. Auf dem Bürgersteig spielten Kinder und unterhielten sich Frauen, die vom Einkauf kamen.

Eine ganz normale bürgerliche Wohngegend.

John sah einen grünen Morris vor dem Haus Nummer achtzehn parken. Der Geisterjäger schaute deshalb hin, weil in dem Morris ein Mädchen saß.

Ein blasses Gesicht, das von langen, glatten und roten Haaren eingerahmt wurde.

Der Oberinspektor bemerkte, daß das Girl ihn fixierte.

Ein unbehagliches Gefühl beschlich ihn. Nachdenklich runzelte John die Stirn.

Sollte dieses Mädchen etwas mit seinem Fall zu tun haben? Unsinn, sagte er sich, du siehst schon wieder Gespenster.

John vergaß das Girl in dem Wagen.

Die Haustür stand offen. Spielende Kinder hatten sie mit einem Keil verklemmt.

Der Oberinspektor fand den Namen Adamson auf dem Klingelbrett an zweiter Stelle von unten. Er stieg über die Steintreppe in die erste Etage hoch. Über ihm lugte ein blasses Kindergesicht zwischen gedrechselten Stäben hervor.

John lächelte, und das kleine Mädchen lächelte zurück.

Vor einer verglasten Wohnungstür blieb der Geisterjäger stehen. Er schellte.

Eine Frau mit lockigen roten Haaren öffnete die Tür und blickte John Sinclair fragend an. Die Augen der Frau hatten einen grünlichen Schimmer. Der volle, naturrote Mund war etwas geöffnet. Das lange dunkle Kleid ähnelte mehr einem Mantel und ließ von der Figur wenig erkennen.

»Ja, bitte?« fragte die Rothaarige.

»Mrs. Adamson?« lautete die Gegenfrage.

»Nein, ich bin nicht Mrs. Adamson. Was wollen Sie denn von ihr?«

John blieb gleichermaßen freundlich. »Das möchte ich ihr doch selbst sagen.«

»Ich weiß nicht…« Die Frau nagte an ihrer Unterlippe. Dann gab sie den Weg frei.

»Bitte kommen Sie. Mrs. Adamson fühlt sich zwar nicht wohl, aber ich nehme nicht an, daß Ihr Besuch lange dauern wird.«

»Nein, nein.« John betrat die Wohnung. Sie war ziemlich düster. Ein

seltsamer Geruch schwängerte die Luft. Er erinnerte John an Kerzen, die aus bestimmten Fetten hergestellt worden waren.

John wurde in einen Wohnraum geführt.

Mrs. Adamson, schmal und hager, die Wangen eingefallen, etwa dreißig Jahre alt, saß in einem hochlehnigen Sessel mit Kopfstütze. Ihre Beine wurden von einer grauen Decke gewärmt. Das blonde Haar trug sie kurz geschnitten, quasi auf Streichholzlänge geschoren. Fragend blickte sie John an.

Der Geisterjäger stellte sich vor. Er vergaß auch nicht, seinen Beruf zu nennen, und merkte, daß Mrs. Adamson erschrak.

Hinter seinem Rücken räusperte sich die rothaarige Frau. »Es ist wohl besser, wenn ich gehe, Gwen. Du weißt ja Bescheid.«

»Schon gut, Lucille. Ich lasse von mir hören.«

Die rothaarige Frau verließ die Wohnung. John hörte, wie die Korridortür ins Schloß fiel.

Mrs. Adamson deutete auf einen Stuhl. »Bitte, nehmen Sie doch Platz, Herr Oberinspektor.« Ihre Hände fuhren wieder zurück und spielten mit einem runden Gegenstand, der an einer Kordel vor ihrer Brust hing. Die Frau bemerkte Johns interessierten Blick und gab eine Erklärung ab.

»Es ist ein Geschenk meiner Freundin.«

»Und was bedeutet das D darauf?« erkundigte sich John.

»Keine Ahnung.«

Der Geisterjäger nickte. Sein Mißtrauen war geweckt. Es war ihm klar, daß die gute Mrs. Adamson log. Denn so dumm war der Geisterjäger nicht. Der konnte eins und eins zusammenzählen. D stand für Damona, das lag auf der Hand.

John Sinclair ließ sich jedoch nichts anmerken, sondern meinte: »Sie können sich nicht denken, weshalb ich gekommen bin?«

»Nein.«

»Es geht um Ihren Mann, genauer gesagt, um die Scheidung.«

Mrs. Adamson hob fragend die Augenbrauen. »Ich wüßte nicht, was Scotland Yard damit zu tun haben könnte. Seit wann kümmert sich die Polizei um Scheidungen?«

John lächelte. »Die Frage ist berechtigt, Mrs. Adamson. Ich will versuchen, Ihnen eine Antwort zu geben.«

»Aber rasch, bitte, Herr Oberinspektor. Ich fühle mich gesundheitlich nicht auf der Höhe. Die vergangenen Ereignisse haben mich doch sehr mitgenommen.« John nickte verständnisvoll.

»Es geht, wie gesagt, um die Scheidung«, sagte John. »Sie häufen sich in letzter Zeit sehr, und der Scheidungsgrund ist ziemlich seltsam. Normalerweise wird eine Ehe geschieden, weil einer der Partner den anderen betrügt. Oder die Partner verstehen sich nicht mehr. Dann gehen sie ihre eigenen Wege. Ihr Scheidungsgrund jedoch erscheint

uns sehr seltsam. Es wird da von einem Orden oder einem Kult gesprochen. Dem Damona-Kult. Er soll der Scheidungsgrund sein. Was hat es damit auf sich, Mrs. Adamson?«

Die Frau atmete tief ein. Ihre Nasenflügel vibrierten dabei. Ihr Körper schien sich zu versteifen. »Das ist eine Privatsache. Ich habe zu Ihren Ausführungen nichts zu sagen, Mr. Sinclair. Ich bitte Sie jetzt, mich allein zu lassen.«

John ging darauf nicht ein. »Wer war die rothaarige Frau vorhin?«

»Eine Freundin.«

»Darf man den Namen erfahren?«

»Nein!«

»Also gehört sie auch dem Kult an.«

»Ich gebe Ihnen keine Antwort mehr, Herr Oberinspektor. Ich möchte jetzt allein sein, verstehen Sie!« Mrs. Adamson beugte sich vor und blickte John Sinclair scharf an.

Stur schüttelte der Geisterjäger den Kopf. »Sie verkennen, worum es geht, Mrs. Adamson«, sagte er. »Dieser Kult kann sich zu einer permanenten Gefahr entwickeln. Welche Ziele verfolgen Sie? Satansverehrung? Schwarze Messen? Orgien? Reden Sie, Mrs. Adamson. Noch können Sie aus dem Kreis heraus.«

»Nein! Nein! Nein!« Gwen Adamson sprang auf. Die Decke rutschte von den Beinen und fiel zu Boden. Hochrot wurde das Gesicht der Frau. »Ich habe Ihnen nichts mehr zu sagen, Herr Oberinspektor. Gehen Sie jetzt. Verlassen Sie meine Wohnung!«

John stand auf. »Ich werde mich Ihren Wünschen beugen, Mrs. Adamson. Sie machen allerdings einen Fehler, darauf möchte ich Sie noch einmal hinweisen.« John holte eine Visitenkarte aus der Tasche und legte sie auf den Tisch. »Falls Sie es sich doch noch überlegen sollten, dann rufen Sie mich an!«

Mrs. Adamson blickte auf die Karte, dann zu John Sinclair, riß die Karte plötzlich an sich und fetzte sie wütend auseinander. Die einzelnen Schnipsel schleuderte sie John Sinclair ins Gesicht.

Der Geisterjäger sagte nichts mehr. Er wandte sich ab und verließ die Wohnung.

Wenn alle Frauen so waren wie diese Adamson, dann konnte er sich auf etwas gefaßt machen. Der Damona-Kult mußte eine ungeheure Macht besitzen. John fragte sich, ob es überhaupt ein schwaches Glied in der Kette gab, oder war es vielmehr so, daß die Frauen auf Gedeih und Verderb zueinander hielten?

John Sinclair tendierte zu der zweiten Möglichkeit. Aus den Frauen würde er nichts herausbekommen. Aber vielleicht aus den Männern. Er wollte mit den Ehemännern reden und bei Mr. Adamson den Anfang machen. Vielleicht wußte der etwas. Unter Umständen wußte er, wer die speziellen Freundinnen seiner Frau waren, und eventuell

konnte er John auch den Namen der Rothaarigen mitteilen.

Diese Gedanken gingen John durch den Kopf, als er die Treppe hinunter stieg.

John Sinclair betrat die Straße. Einige Sonnenstrahlen badeten das graue Asphaltband mit ihrem warmen Schein. Der Lack des neuen Bentley glänzte.

John ging geradewegs auf seinen Wagen zu. Der grüne Morris mit dem rothaarigen Mädchen stand nicht mehr vor dem Haus.

Der Geisterjäger mußte dicht an dem Gerüst des Nachbarhauses vorbei. Auf der zweitletzten Gerüststange stand ein Bottich mit erhärtetem Beton. Das Faß wurde von keinem der Arbeiter beachtet, deshalb bemerkte auch niemand, wie es langsam zur Seite kippte. Es neigte sich immer mehr. Wie von Geisterhand gehoben…

Das Faß prallte auf das Gerüst, rollte weiter, bekam das Übergewicht und sauste in die Tiefe.

Genau auf John Sinclair zu…

***

»Da kommt er«, flüsterte Lucille de Lorca. Sie saß neben ihrer Tochter Damona in dem Morris und hatte ihr berichtet, daß Gwen Adamson Besuch von einem Yard-Beamten gehabt hatte.

»Töten müssen wir ihn!« sagte sie zu ihrer Tochter. »Aber es muß aussehen wie ein Unglücksfall.«

Damona nickte nur. Sie wußte schon, wie sie es anstellen mußte. Lucille sah in der Person des Oberinspektors eine große Gefahr. Sie schätzte ihn als einen Mann ein, der sich kein X für ein U vormachen ließ. Und deshalb mußte er sterben!

»Konzentriere dich!« fauchte sie ihre Tochter an. »Los, mach!« Damona gehorchte. Ihr Gesicht verzerrte sich, die Konturen verschwammen… Die Satansfratze kristallisierte sich heraus!

Jetzt lenkte der Teufel die Gedanken. Damona stieß einen schaurigen Laut aus. Und dann bewegte sich der Bottich, kippte um, rollte über die Kante des Bretts… »Ja!« schrie Lucille de Lorca. »Ja. Zerquetsch ihn, diesen dreckigen Schnüffler!« Sie schlug beide Hände gegeneinander und lachte schaurig.

***

Jane Collins fühlte, wie ihr schlecht wurde. Der Anblick, den die Leiche bot, war wirklich nichts für schwache Nerven.

Jane ahnte, wer der Tote war.

Kein anderer als Lidell!

Hinter sich vernahm die Detektivin ein hohles Kichern. Dann die Stimme. »Damona darf man nicht betrügen. Jeder, der das tun will, der stirbt.«

Jane spürte die Gefahr, die hinter ihrem Rücken lauerte. Hastig trat

sie einen Schritt zur Seite und wandte sich um.
Mrs. Lidell stand vor ihr.
Mit einer Axt!
Damit hat sie wahrscheinlich auch ihren Mann erschlagen, fuhr es Jane durch den Kopf, als sie sah, daß an der Schneide rotbraune Flecken klebten, die sehr nach Blutrückständen aussahen.
Und jetzt sollte Jane dran glauben.
Das Gesicht der Frau war gräßlich verzerrt. Sie hielt die Axt mit beiden Händen umklammert und etwa in Schulterhöhe. Mochte der Teufel wissen, woher sie das Mordinstrument so schnell hergenommen hatte. Das interessierte Jane Collins allerdings nur in zweiter Linie. Erst einmal mußte sie sehen, daß sie diesen verdammten Keller wieder lebend verlassen konnte. Und das würde schwierig genug werden.
»Ja«, sagte Mrs. Lidell, »ich habe ihn umgebracht. Er mußte sterben. Er wollte auch nach der Scheidung nicht von mir lassen. Aber Damona hat uns verboten, weiter mit Männern zusammenzuleben. Wir dienen nur ihr – und dem Satan!«
Jane hätte gern ihre Pistole gehabt, aber die steckte in der Handtasche, und bevor sie hineingegriffen hatte, konnte Mrs. Lidell sie schon längst erschlagen haben.
Trotz der lebensgefährlichen Situation hatte Jane nicht vergessen, daß sie in erster Linie Detektivin war. Sie hakte sofort nach, als die Frau aufhörte zu sprechen.
»Wer ist Damona? Wo wohnt sie? Wo kann ich sie finden? Ich möchte ihr auch dienen!«
Die Mörderin zögerte. Unsicher runzelte sie die Stirn.
»Du willst ihr dienen?«
»Ja. Bin ich nicht auch eine Frau? Ich will mit Männern nichts mehr zu tun haben. Sie widern mich an, sie haben mich schon lange angewidert…«
»Du lügst!« schrie Mrs. Lidell und trat drohend einen Schritt näher.
»Nein, nein.« Jane hob beide Hände. »Ich meine es ehrlich. Ich habe schon immer nach einer Vereinigung gesucht, deren Mitglieder so denken wie ich. Bitte, bring mich zu Damona.«
Jane duzte die Mörderin jetzt, und sie schien den richtigen Ton getroffen zu haben.
Mrs. Lidell ließ die Axt sinken.
Jane Collins atmete auf. Die erste Hürde war genommen. Sie hatte die Frau überzeugen können. Janes Herz schlug höher. Es mußte ihr gelingen, zu dieser Damona vorzustoßen. Wenn sie erst einmal den Schlupfwinkel der Frauen kannte, war alles andere ein Kinderspiel. John Sinclair würde sich wundern.
Doch Jane Collins hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Aber das konnte sie in diesem Augenblick noch nicht wissen…

Schwungvoll warf Mrs. Lidell das Beil in eine Ecke. Die Schneide klirrte auf den Boden. Funken sprühten.

Jane Collins hatte Mrs. Lidells Vertrauen endgültig gewonnen.

Die Mörderin streckte der Detektivin die Hand hin. »Ich heiße Eve«, sagte sie.

Jane ergriff die Rechte zögernd. Sie war schweißnaß.

Jetzt könntest du sie überwältigen, dachte Jane. Du hast die Chance, dem Fall noch einmal eine Wendung zu geben.

Jane Collins tat es nicht. Sie blieb bei ihrem zuerst gefaßten Entschluß.

Eve Lidell zog ihre Hand zurück. Dann deutete sie über ihre Schulter. »Komm, wir gehen nach oben.«

Zwei Minuten später saßen sich die beiden Frauen wieder im Livingroom gegenüber.

»Damona wird sich freuen, wieder eine Mitstreiterin gewonnen zu haben«, meinte Mrs. Lidell. »Es werden immer mehr. Und wir wollen dafür Sorge tragen, daß bald alle Frauen in London nur noch auf Damona hören. Denn sie zeigt uns den wahren Weg.«

»Und wo führt der hin?« wollte Jane Collins wissen.

»Reichtum, Glück, Macht – such es dir aus, Schwester. So darf ich dich doch jetzt nennen?«

»Ja, sicher doch.«

»Damona wird uns alles geben. Wir haben die Chance, das zu gewinnen, wonach andere ihr Leben lang streben.«

»Und der Preis?« erkundigte sich die blondhaarige Detektivin.

Eve Lidell winkte ab. »Er ist gering. Es ist uns nur verboten, mit Männern zu verkehren. Wir dienen ausschließlich dem Satan. Mehr nicht.« Eve beugte sich in ihrem Sessel vor. »Frauen«, sagte sie, »nur Frauen. Wir haben die Macht. Sieh dir die Geschichte an. Wer waren die wahren Herrscher? Doch nur die Frauen. Wegen ihnen sind Kriege entfesselt worden, haben sich ganze Völker gegenseitig vernichtet. Die Frauen haben die Macht. Nur wissen sie es nicht. Und deshalb können sie ihre Macht auch nicht richtig ausschöpfen. Aber das wird jetzt anders. Dank Damona.«

Jane Collins spielte die freudig Überraschte. »Wann darf ich Damona denn sehen?« fragte sie. »Ich brenne vor Ungeduld.«

»Nur keine Hast«, erwiderte Eve Lidell. »Ich werde anrufen, ob sie bereit ist, dich zu empfangen.«

Mrs. Lidell erhob sich und ging zum Telefon. Es stand auf einem kleinen Tisch.

Von ihrem Sitzplatz aus konnte Jane leider nicht erkennen, welche Nummer Mrs. Lidell wählte. Die Mörderin bekam allerdings keine Verbindung.

Schulterzuckend kehrte sie zu ihrem Sessel zurück. »Es tut mir leid«,

sagte sie, »aber Damona ist nicht da.« Sie blieb neben dem Sessel stehen und strich mit den Fingerspitzen spielend über den grünen Veloursstoff. Dabei legte sie ihre Stirn in Falten. Sie schien nachzudenken.

»Darf ich mal telefonieren?« fragte Jane.

»Nein!«

Die Antwort war scharf und peitschend wie ein Schuß. »Bevor du nicht ganz zu uns gehörst, darfst du keinen Kontakt mehr zur Außenwelt haben. Das ist eines unserer Gebote.«

Jane lächelte. »Entschuldige, das wußte ich nicht.«

»Wie konntest du auch.«

Schweigen entstand. Eine Schweigepause, in der die Detektivin daran zweifelte, daß sie tatsächlich den richtigen Weg eingeschlagen hatte. Aber zurück konnte sie jetzt schlecht. Damona wäre gewarnt und würde möglicherweise untertauchen.

»Du siehst so nachdenklich aus«, sprach Jane ihre neue »Freundin« an.

»Ich denke nach.«

»Über was?«

»Ob wir nicht einfach zu ihr fahren.«

Jane Collins war begeistert. »Das wäre natürlich ideal«, rief sie. »Was gibt es da noch zu überlegen? Laß uns zu Damona fahren. Bitte.«

Eve lächelte. »Du hast es ja sehr eilig.«

»Ich will sie endlich kennen lernen.«

»Das kann ich verstehen. Mir ging es damals ebenso. Da lebte er aber noch.«

Eve Lidell machte eine abwertende Handbewegung. »Du hast recht, wir fahren.«

»Sollen wir meinen Wagen nehmen?« fragte Jane.

»Nein, den stellen wir in die Garage.«

Jane war das nicht sehr recht. Da John Sinclair ihren Wagen kannte, wäre das Fahrzeug immerhin eine Spur zu ihr gewesen. So aber würde der Lancia erst einmal verschwunden bleiben.

Eve Lidell fuhr einen beigen Mercedes 200. »Mein Mann schwärmte für den Wagen«, sagte sie.

Sie rangierte ihn aus der Garage, und Jane steuerte ihren Lancia hinein.

Wenig später fuhren die beiden Frauen los – und Jane Collins ihrem ungewissen Schicksal entgegen…

***

John Sinclair hörte den gellenden Schrei. Einer der Arbeiter hatte ihn ausgestoßen.

Der Mann sah, wie sich der schwere Bottich bewegte, umkippte und

fiel.
Es ging um Zehntelsekunden.
John sah über sich einen Schatten und reagierte im Bruchteil eines Augenblickes.
Wie ein Pfeil hechtete er durch die Luft. Er hatte die Arme angewinkelt und den Kopf darin vergraben.
Und er hatte Glück.
Ein Sandhaufen fing seinen Sturz auf.
Hinter ihm jedoch war die Hölle los. Der Bottich krachte mit ungeheurer Wucht zu Boden. Das Blech bog sich, platzte auf. Der schwere Bottich hüpfte noch einmal, neigte sich zur Seite und lag dann still. Dort, wo er aufgeprallt war, zeigte das Pflaster Risse.
Stille.
Atemholen vor der Schockreaktion.
Dann rannten die Menschen los. Es gab zahlreiche Zeugen. Sie stürmten von allen Seiten heran. Im Nu war John Sinclair umringt. Ein Lastenaufzug bewegte sich quietschend nach unten. Bauarbeiter standen auf der Ladefläche, kalkweiß waren ihre Gesichter. Ein Mann im gelben Helm fiel besonders auf. Er verschluckte vor Aufregung fast seine Zigarre.
Der Lastenaufzug hielt.
John Sinclair lag noch immer im Sand. Er war regelrecht hineingetaucht. Mühsam befreite er sich von dem Zeug, wischte es sich aus dem Gesicht und vom Anzug.
»Wir haben es genau gesehen, Mister!« rief eine ältere Frau mit hektischer Stimme.
»Es war die Schuld der verdammten Bauarbeiter. Die passen nicht auf.«
Der Mann im gelben Helm drängte sich durch die Neugierigen. Er war der Vorarbeiter. Er streckte dem Oberinspektor die Hand hin und zog John hoch.
»Ist Ihnen was passiert, Sir?« fragte er besorgt.
Der Geisterjäger schüttelte den Kopf. »Nein, nein. Nur Ihr Sandhaufen ist ein wenig in Unordnung geraten.«
Der Vorarbeiter wußte nicht, ob er lachen oder weinen sollte. Er versuchte zu erklären: »Ich weiß auch nicht, wie das passieren konnte. Aber es schien, als hätte sich der verdammte Bottich von selbst bewegt.«
John blickte den Mann ernst an. »Das schien nicht nur so, das war auch so.« Jetzt verstand der gute Mann gar nichts mehr. Ungläubig starrte er den Oberinspektor an.
John Sinclair klopfte ihm auf die Schulter. »Lassen Sie es gut sein, Mister. Ich habe die Sache schon vergessen.«
Der Geisterjäger drängte sich durch die Menschen. Für sie war der

Fall noch nicht erledigt. Sie redeten und diskutierten weiter. Die meisten gaben den Bauarbeitern die Schuld.

John interessierte das alles nicht. Er gönnte sich erst einmal eine Zigarette. Seine Hände zitterten. Auch ein John Sinclair hatte Nerven. Und das vorhin wäre um Haaresbreite schief gegangen. Johns Blick glitt über die Straße.

Da sah er den Morris am Ende der rechten Häuserzeile. Eine Frau war ausgestiegen. John sah die roten Haare und erkannte die Frau, die ihm bei Mrs. Adamson die Tür geöffnet hatte.

Ein furchtbarer Verdacht keimte in dem Geisterjäger hoch. Er begann zu laufen.

Die Rothaarige sah es und tauchte in ihren Morris. Sekunden später röhrte der Motor, der Auspuff stieß grauschwarze Gase aus.

John rannte, aber er kam zu spät, konnte sich nicht einmal das Nummernschild merken. Doch eins war sicher. Diese Frau mit den roten Haaren hatte etwas mit dem heruntergefallenen Bottich zu tun.

Der Geisterjäger blieb stehen, als er sah, daß der Morris hinter einer Kurve verschwunden war.

Langsam ging er wieder zurück. Aber nicht zu seinem Bentley, sondern zu Mrs. Adamson. Diesmal sollte sie ihm Rede und Antwort stehen. Im Hauseingang drängten sich die Menschen. John wurde angestarrt wie ein Wundertier. Seine Blicke streiften die Versammelten. Mrs. Adamson war nicht dabei.

John fragte nach ihr.

Ein älterer Mann in Filzpantoffeln gab ihm Antwort. »Ich habe sie durch den Hinterausgang gehen sehen.«

John Sinclair war wie elektrisiert. Es fehlte ihm noch, daß die Frau ihm entwischte. »Wann war das?«

»Vor zwei Minuten vielleicht«, meinte der Mann. Die anderen nickten zustimmend. Der Geisterjäger lief auf die Hoftür zu. Er gelangte in ein Geviert, das von hohen Hauswänden eingerahmt wurde. Kinder fuhren mit Kettcars und Rollern über das schlechte Pflaster. Zwei Mädchen spielten Ball. Aber keine Spur von Mrs. Adamson.

John schnappte sich einen blondhaarigen Jungen und fragte ihn nach der Frau. »Ja, die habe ich gesehen. Die ist in das Nebenhaus gelaufen. Schien es eilig zu haben.«

»Danke.« John lief wieder los. Der Hausflur war leer. Von Mrs. Adamson keine Spur.

John Sinclair hätte sich selbst in ein bewußtes Teil beißen können. Erst der Anschlag auf ihn, dann die Flucht der Rothaarigen, und nun war eine wichtige Zeugin auch noch verschwunden.

Dieser verdammte Fall fing ja gut an. Er entwickelte sich jetzt schon zu einer Niederlage. Wenn er bei den anderen Zeugen auch nicht mehr herausfand, dann gute Nacht.

John Sinclair beschloß trotzdem, nicht von seinem Weg abzuweichen. Er wollte Mr. Adamson sprechen. Vielleicht wußte er mehr. Und wenn Mr. Adamson den Namen der Rothaarigen kannte, hatte John wieder eine Spur.

Aber an Wunder glaubte der Geisterjäger trotzdem nicht.

***

Die beiden Frauen ließen die Londoner City hinter sich. Die Fahrt ging in Richtung Norden.

Eve Lidell steuerte den Mercedes sicher und geschickt durch den fließenden Verkehr.

Jane Collins war nervös. Ihr Zigarettenkonsum stieg. Eve quittierte jede frisch angezündete Zigarette mit einem mißbilligenden Blick, sagte jedoch nichts. »Wie lange dauert es noch?« wollte Jane wissen.

Eve zuckte mit den Achseln. Sie überholte einen Lastwagen, dessen Fahrer aus dem Seitenfenster Zeichen gab, und ordnete sich wieder links ein. »Sei nicht so ungeduldig«, beantwortete sie Janes Frage. »Du wirst sie schon früh genug kennenlernen. Außerdem ist es nicht sicher, ob Damona dich überhaupt akzeptiert.«

»Wieso denn das?« Eve lachte. »Sie nimmt nicht jeden.«

»Und was geschieht mit denen, die nicht genommen werden?« fragte Jane Collins. »Muß ich dir darauf eine Antwort geben?«

Nein, das brauchst du nicht, dachte die Detektivin. Sie konnte sich auch so ausmalen, was mit den armen Menschen passierte. Und doch wollte Jane Collins weitermachen. Trotz der Gefahren, die auf sie warteten. Dieser Damona-Kult mußte einfach zerstört werden. Außerdem kam sich Jane nicht so hilflos vor mit ihren Karate- und Judo-Kenntnissen.

Die Gegend wurde ländlicher. Zwischen den dunkelgrünen Baumwipfeln schimmerte hin und wieder das Rot der Hausdächer.

Sie fuhren durch Dörfer, deren Namen Jane noch nie in ihrem Leben gehört hatte. Sie wußte wohl, daß London sich in den letzten Jahren immer mehr ausgedehnt hatte, aber daß die Orte, durch die sie fuhren, auch noch zu London gehörten, war Jane Collins neu. Dabei hatte sie immer gedacht, sich in ihrer Heimatstadt auszukennen.

Sie passierten wieder ein Dorf. Jane konnte auf einem Schild den Namen des Ortes lesen. Green Village.

Sie warf einen Blick aus dem Fenster. Hinter dem Dorf begann eine Mischwaldregion, die vor dem nächsten Ort endete. Etwa hundert Yards vom Straßenrand entfernt erkannte Jane die Überreste einer Kirche. Der Turm sah aus, als hätten ihn Bomben getroffen. Die Scheiben waren zerbrochen, das Mauerwerk bröckelte.

»Mach dich bereit«, hörte Jane Collins Eve Lidells Stimme. »Wir sind gleich da.«

Ein Haus tauchte auf, umrahmt von einem überwucherten Garten. Jane zuckte zusammen. Das Haus schien eine gespenstische Ausstrahlung zu besitzen. Sollte Damona in dieser Wildnis hausen?

Eve Lidell bremste.

Das Haus stand allein, ein Stück von der Straße entfernt. Eve Lidell lenkte den Wagen kurzerhand auf das Gelände neben dem Haus. Die Reifen fraßen eine tiefe Spur in den weichen Boden. Jane erkannte, daß schon mehrere Wagen den gleichen Weg genommen haben mußten.

Zweige kratzten über den Lack oder bogen sich vor die breite Frontscheibe. Zwei Blätter verklemmten sich unter den Scheibenwischern. Ein Drahtzaun grenzte das Grundstück ab.

Eve Lidell hielt. »Aussteigen«, befahl sie.

Jane Collins schwang sich aus dem Wagen. Sofort versanken ihre Füße im feuchten Boden. Die italienischen Schuhe sahen bald aus wie Bergarbeitertreter.

Jane blickte sich um. Aus dem Schornstein des alten, ungepflegten Hauses quoll schwarzer Rauch. Hohe Fenster unterbrachen die Monotonie der Mauern. Die Gardinen hinter den Scheiben waren gelb. Sie hatten dringend eine Wäsche nötig.

Es war still im Garten. Jane fiel auf, daß nicht ein Vogel sang. Drei hohe Bäume schirmten das Grundstück zur Rückseite hin ab. Neben einem Baum sah Jane Collins aufgeworfene Erde, die oberflächlich festgetrampelt worden war.

Hatte man dort etwas vergraben?

Eve Lidell legte Jane ihre Hand auf die Schulter. »Komm!«

Sie gingen auf den Hintereingang zu. Mrs. Lidell klopfte in einem bestimmten Rhythmus gegen das rauhe Holz der Tür.

Schritte.

Jane Collins spannte sich.

Würde Damona öffnen?

Ein schwarzhaariges Mädchen mit melancholisch blickenden Augen ließ die beiden Frauen herein.

»Das ist Jane«, stellte Eve Lidell die Detektivin vor.

Die Augen musterten Jane. Lippen bewegten sich, flüsterten Worte. Warnende Worte. »Gehen Sie, Miß. Rasch, wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist.«

»Komm, Jane, komm.« Eve Lidell drängte.

Jane folgte der neuen »Freundin«.

Das schwarzhaarige Mädchen schloß mit einer resignierenden Geste die Tür.

Jane Collins holte Eve Lidell bald ein. Die Frau brachte sie in einen Raum, der an ein Wartezimmer erinnerte. Es standen Holzstühle herum. An den Wänden hingen Poster.

Sie zeigten alle dasselbe Gesicht.
Das Gesicht des Teufels!
Jane Collins schauderte, als sie in die häßlichen Fratzen blickte. Sie schien tatsächlich in die Höhle des Löwen geraten zu sein.
»Nimm Platz«, sagte Eve Lidell.
Jane setzte sich. Sie sah auf die Fenster. Das dichte Gewebe der Gardine erlaubte ihr keinen Blick nach draußen.
»War das Damona?« fragte Jane Collins. Unwillkürlich senkte sie ihre Stimme zum Flüsterton.
Eve Lidell schüttelte den Kopf. »Nein, es war ihre Schwester. Sie heißt Teresa und wird hier nur geduldet. Ich weiß nicht, wo Damona ist. Warte hier auf mich, ich werde nachsehen.«
Jane nickte.
Eve Lidell verschwand. Leise zog sie die Tür hinter sich zu.
Jane Collins stand auf und trat ans Fenster. Sie stellte fest, daß die Scheiben normales Fensterglas waren. Zur Not konnte man die also einschlagen. Das Fenster führte zur Rückseite des Hauses. Der Garten glich wirklich einem Urwald. Hier hätte ein Gärtner monatelang Arbeit gehabt.
Als Jane Collins das Knarren der Tür hörte, fuhr sie herum.
Teresa stand im Zimmer.
Jane faßte dorthin, wo ihr Herz sitzt. »Himmel, haben Sie mich erschreckt.«
Teresa lächelte. »Es tut mir leid, das wollte ich nicht.«
Die Detektivin winkte ab. »Schon gut.«
»Sie heißen Jane, nicht?« Teresa ließ die Arme vor ihrem Körper herabhängen und legte die Hände ineinander.
»Ja, ich heiße Jane. Und Sie sind Teresa?«
Das schwarzhaarige Mädchen nickte. Es trug ein langes dunkelrotes Kleid mit einem weiten, halbkreisförmigen Ausschnitt. Die Ansätze der Brüste waren zu erkennen. Das lange Haar streichelte die nackten Schultern.
»Warum sind Sie hergekommen?« fragte Teresa. »Sie hätten es nie tun dürfen. Jetzt sind Sie verloren.«
Jane runzelte die Stirn. Sie spürte, daß sie es hier mit einem Wesen zu tun hatte, das nicht auf Damonas Seite stand. Oder wollte man sie nur prüfen? War diese Teresa geschickt worden, um sie – Jane – auszuhorchen? Die Detektivin beschloß, vorerst an die zweite Möglichkeit zu glauben.
»Ich will dem Damona-Kult beitreten.«
Teresa blickte Jane traurig an. »Das kann Ihr Ende bedeuten, Jane. Sie werden nie mehr Herr über sich selbst sein. Der Orden ist schlimm, glauben Sie mir.«
»Gehören Sie nicht dazu?«

»Nein.«
»Was tun Sie dann hier im Haus? Warum sind Sie nicht längst geflohen, wie Sie es den anderen immer raten?«
»Ich kann nicht.«
»Und warum nicht?« hakte Jane nach.
»Damona ist…« Teresa senkte den Blick. »Sie… sie ist meine Schwester.«
Jane Collins wurde blaß. Sie mußte sich räuspern, bevor sie weitersprechen konnte.
»Das… das tut mir leid«, sagte sie. »Trotzdem, ich bleibe.«
Teresa ließ sich von Janes letztem Satz nicht irritieren. »Sie würden mich überall finden, wenn ich weglaufe. Es hat keinen Zweck. Damona ist zu mächtig, und sie wird mit jedem Tag und jeder Stunde mächtiger. Sie ist dem Satan verfallen. Aber was erzähle ich Ihnen das alles. Sie wollen es ja selbst.« Teresa de Lorca drehte sich auf dem Absatz um und wandte sich zum Gehen.
Jane Collins hielt sie zurück. »Moment noch, Teresa«, rief sie.
»Ja?« Das schwarzhaarige Mädchen drehte Jane sein Profil zu.
»Haben Sie keine Angst, daß ich verraten könnte, was Sie mir hier vorgeschlagen haben? Sie haben mich zur Flucht überreden wollen. Ich könnte mir vorstellen, daß Damona so etwas nicht gern hört.«
Teresa winkte ab. »Darüber mache ich mir keine Gedanken. Meine Schwester weiß genau, daß ich nicht auf ihrer Seite stehe. Vergessen Sie unser Gespräch. Was bald folgt, haben Sie sich selbst zuzuschreiben, Jane.«
Teresa de Lorca verschwand und ließ eine sehr nachdenkliche Jane Collins zurück.
Dieses Haus schien tatsächlich seine Geheimnisse zu haben.
Jane blieb nicht mehr lange allein. Eve Lidell gesellte sich zu ihr. Die Frau lächelte und rieb sich die Hände. »Na, wie geht es dir?« fragte sie scheinheilig.
»Gut. Ich habe ein Mädchen kennen gelernt. Teresa nannte es sich. Sie sagte, sie sei die Schwester von Damona und wollte mich dazu überreden, das Haus hier zu verlassen und mich nicht dem Kult anzuschließen.«
Eve Lidells Gesichtsausdruck wurde gespannt. »Und? Was hast du ihr gesagt?«
»Ich habe sie weggeschickt.«
Mrs. Lidell lächelte. »Das ist gut so, Jane.« Sie kam auf die Detektivin zu und umfaßte beide Schultern.
Mörderhände, dachte Jane angewidert. Sie ekelte sich vor der Berührung, ließ sich jedoch nichts anmerken.
»Du wirst wunderbar zu uns passen, das habe ich schon von Anfang an gespürt«, sagte Eve. »Und auch Damona wird sehr mit dir zufrieden

sein. Sie wird dich gerne in den Kreis der Frauen aufnehmen. Beweise ihr deine Dankbarkeit.«

»Wie soll ich das?«

Eve Lidells Hände fuhren von Janes Schultern. Doch bevor sie etwas sagen konnte, brummte draußen ein Motor auf. Er schien nicht in Ordnung zu sein, da man das Geräusch bis ins Zimmer hörte.

Eve Lidell eilte zum Fenster. Sie preßte ihr Gesicht gegen die Scheibe. »Das ist sie«, jubelte Mrs. Lidell. »Damona ist da. Endlich. Komm, Jane, komm mit mir, damit du sie begrüßen kannst…«

Mrs. Lidell faßte Jane am Arm und zog sie zur Tür. Die Frau war richtig begeistert, was man von Jane Collins allerdings nicht behaupten konnte.

Sie sah der Zukunft skeptisch entgegen – sehr skeptisch sogar…

***

Das Haus sah aus wie eine Kaserne.

Es stand rechtwinklig zu einen anderen, gleich aussehenden Block, der wiederum an einen dritten Kasernenbau grenzte. Und so ging es weiter. Die Monotonie der Wohnlandschaft wurde auch nicht durch die grünen Rasenflecken aufgelockert und durch die abgestellten Wagen, die rechts und links der schmalen Straßen standen.

Die Siedlung hatte die Stadt in dem Bezirk Southwark errichtet. Meist wohnten hier Familien mit mehreren Kindern. Es gab aber auch Apartments. Und in einem dieser sterilen Räume lebte Geoff Adamson seit seiner Scheidung.

Living-room, Diele und Dusche. Mehr brauchte er nicht. Und natürlich das breite Schrankbett, das ihm und seinen Gespielinnen Platz bot.

Geoff Adamson war ein Westentaschen-Casanova. Allerdings waren die Girls ebenso mies wie die Gegend, aus der Geoff sie meistens holte. Hafenumgebung.

Das färbte ab.

Hin und wieder jedoch verbrachte Adamson einen Abend allein. Dann genehmigte er sich nach der Arbeit einige Schlucke, und wenn er dann zu Hause war, knackte er eine Flasche Whisky.

So war es auch an diesem bewußten Mittwoch im August.

Geoff hatte es sich bequem gemacht. Unterhemd, Jeans, Pantoffeln. So hockte er vor dem Tisch, auf dem die Flasche stand. Er hatte den Tisch vor das Fenster gestellt, so daß er bequem nach draußen schauen konnte.

Und zufällig ins Schlafzimmer eines jungen Ehepaares im anderen Wohnblock.

Die beiden schienen noch in den Flitterwochen zu sein. Was der junge Mann für eine Kondition hatte – Teufel, davon träumte

Adamson in schlaflosen Nächten.

Aber mit vierzig mußte man sich seine Kräfte eben genau einteilen.

Adamson war ein mittelschlanker Typ mit welligen dunkelbraunen Haaren. Obwohl die Mode längst vorbei war, trug er immer noch Koteletten.

Geoff Adamson fühlte sich wohl. Er ließ Whisky in ein Wasserglas gluckern und nahm erst mal einen Schluck. Behaglich wischte er sich über den Mund. Dann fixierte er seine Blicke auf das gegenüberliegende Schlafzimmerfenster.

Gleich mußte es soweit sein. Die junge Ehefrau kam immer vor ihrem Mann von der Arbeit. Sie zog sich dann um – oder genauer – sie zog sich aus. Sie schlüpfte in einen hauchdünnen Morgenmantel und wartete auf ihren Gatten.

Die Gardinen hingen nur bis zur Hälfte der Scheibe, und so hatte Adamson einen guten Einblick.

»Man müßte sich einen Feldstecher besorgen«, murmelte er. Er nahm sich vor, in den nächsten Tagen solch ein Gerät zu kaufen.

Die Frau kam.

Pünktlich auf die Minute.

Adamson kippte sich noch rasch einen Whisky ein und brachte sein Gesicht näher an die Scheibe.

Nichts ahnend betrat die junge Frau das Schlafzimmer. Der leichte Sommermantel flog aufs Bett. Ein Zug am Reißverschluß, und der Rock fiel zu Boden.

Adamson leckte sich über die Lippen. Die kleine Puppe mit den schwarzen Locken hatte schon eine Klassefigur.

Beinahe spielerisch leicht streifte sie den Pullover über den Kopf.

Schwarze Unterwäsche. Ein Nichts von BH und Slip. Die Sachen mußten neu sein, Geoff kannte sie noch nicht.

Jetzt trank er aus der Flasche. Schweißperlen glitzerten auf seiner Stirn. Die Kleine machte es heute spannend. Als würde sie ahnen, daß jemand zusah.

Ob sie es vielleicht wußte…

Die Hände der jungen Frau fuhren zum Rücken hoch, ertasteten den Verschluß des BHs.

Gleich – gleich mußte das Ding fallen.

Da schellte es.

Bei Adamson.

Das schrille Geräusch wirkte wie ein Wecker. Geoff Adamson verzog das Gesicht.

»Scheiße!« rief er.

Hinzu kam noch, daß die junge Frau damit zögerte, den BH völlig zu lösen.

Wieder schrillte die Klingel.

»Ja, doch, verdammt!« Adamson ging zur Tür, schielte durch den Spion.

Vor der Tür stand eine Frau.

Seine Ehemalige!

»Was will die denn?« murmelte Adamson. Er hatte keine große Lust zu öffnen.

»Mach auf, Geoff, ich weiß, daß du zu Hause bist!«

Adamson atmete tief aus. »Okay«, brummte er, zog die Sicherheitskette aus der Führung und öffnete.

Seine Frau war sofort in der Wohnung. »Ich habe mit dir zu reden«, sagte sie.

Adamson schloß die Tür. Dann grinste er. »Wie siehst du denn aus? Wie eine Vogelscheuche. Schwarzes Kleid, das hat dir noch gefehlt. Hat dich deine komische Damona dazu überredet?«

Mrs. Adamson antwortete nicht. Sie ging in den Living-room. Erst als ihr ehemaliger Mann das Zimmer ebenfalls betreten hatte, begann sie zu schimpfen.

»Du Nichtsnutz«, rief sie. »Nur saufen, das kannst du. Wofür lebst du überhaupt noch?«

Adamson hob beide Hände. »He, he, nun mach mal halblang. Wir sind schließlich nicht mehr verheiratet, und ich führe jetzt ein Leben, das mir paßt.« Er ging an seiner Frau vorbei und nahm wieder seinen Stammplatz ein. Dabei schielte er durchs Fenster. Natürlich, die Puppe von gegenüber war verschwunden. Stattdessen konnte er jetzt sein ehemaliges Weib begutachten. Ein schlechter Tausch, fand Geoff.

Er drehte sich auf dem Stuhl. »Sag mal, weshalb bist du eigentlich hier? Du wolltest doch nichts mehr mit mir zu tun haben. Du hast dich ganz dem komischen Kult hingegeben. Oder soll ich eurem Verein auch beitreten?«

»Nein!«

»Was willst du denn? Wir haben doch alles geregelt. Finanziell, meine ich.«

»Nun, ich will es dir sagen.« Mrs. Adamson ging ein paar Schritte zur Seite und stand jetzt schräg hinter ihrem Mann. Fast lautlos klickte der Verschluß der Handtasche auf.

»Die Mitglieder des Damona-Ordens müssen eine Prüfung ablegen, um voll anerkannt zu werden.«

Geoff goß Whisky in sein Glas. »Und die wäre?«

Mrs. Adamsons Hand glitt in die Tasche. »Jede von uns muß einen Mord begehen!«

Geoff Adamson hatte schon zum Trinken angesetzt, als ihm die Bedeutung der Worte klar wurde. So rasch es ging, kreiselte er herum.

Da war es schon zu spät.

Mrs. Adamson hielt das Messer bereits in der Hand. Es war eine

beidseitig geschliffene Klinge, und die Spitze drückte sie Geoff gegen die Kehle.

»Kannst du dir denken, wer mein Opfer sein wird?« flüsterte sie mit gefährlich leiser Stimme…

***

Die ungleichen Frauen maßen sich mit Blicken. Es war ein stummes Einschätzen, ein gegenseitiges Abtasten und Prüfen.

Jane Collins hatte die Frau vorher nie gesehen. Sie hatte langes, lockiges rotes Haar und eine weiße, fast schon leichenfarbene Gesichtshaut. Sie trug ein dunkles Kleid, das bis zum Boden reichte und ihre Figur verhüllte wie ein weit geschnittener Mantel.

Jane Collins senkte den Blick nicht. Sie machte dieses Spiel mit und sah in die grünen Augen der Frau.

Eve Lidell stand stumm daneben und beobachtete nur. Auf ihrem Gesicht spiegelten sich die Gefühle wider, die sie empfand. Zweifel und Besorgnis, ob sie auch alles richtig gemacht hatte.

Endlich – nach einer Pause von fast vier Minuten – nickte die rothaarige Lucille.

»Ich glaube, sie kann bleiben«, entschied sie.

Jane Collins atmete auf. Die erste Hürde war genommen.

Die Detektivin zauberte ein Lächeln auf ihre Lippen. »Ich danke dir, Damona«, erwiderte sie unterwürfig.

»Ich bin nicht Damona.«

»Nicht?«

»Nein, aber du wirst sie kennenlernen. Ich bin Damonas Mutter und treffe die Vorauswahl. Wie heißt du?«

»Jane Collins!«

»Bist du verheiratet?«

»Nein!«

»Was bist du von Beruf?«

»Privatdetektivin.«

Die Augen der rothaarigen Lucille verengten sich zu schmalen Sicheln. Dann warf sie Eve Lidell einen raschen Blick zu.

Eve fühlte sich gezwungen, eine Erklärung abzugeben. »Es ist nicht so, wie du denkst, Lucille. Jane ist wirklich freiwillig zu uns gekommen. Ich habe sie überzeugen können. Sie hat mich besucht, um mit mir über meinen Mann zu sprechen. Er sollte als Zeuge in einem Prozeß aussagen. Es ging da um eine Verkehrssache. Nun, wir kamen ins Gespräch, ich berichtete vom Damona-Kult, und Jane bat mich, in den Orden eintreten zu dürfen. Ich habe sie mitgebracht.«

Lucille de Lorca gab mit keiner Reaktion zu erkennen, ob sie diese Erklärung akzeptierte. Statt dessen forderte sie: »Gib mir deine Handtasche, Jane!«

Jane gab sie ihr.
Lucille de Lorca klappte die Tasche auf, griff hinein und leerte sie. Die persönlichen Sachen legte sie auf einen Tisch.
Schminktasche, Ausweise, Papiertaschentücher – und eine Pistole. Modell Astra.
Eine handliche Waffe, speziell für Frauen.
Lucille blätterte in den Ausweisen. Sie sah sich die Lizenz genau an. Dann nahm sie die Pistole zur Hand. Wie sie die Waffe hielt, deutete darauf hin, daß sie nicht zum erstenmal eine Pistole in der Hand hatte. Sie ließ das Magazin heraus gleiten und überprüfte die Ladung.
»Das Magazin ist voll«, stellte sie fest. »Kannst du mit der Waffe überhaupt umgehen?«
»Ja.«
Lucille de Lorca lächelte und nickte. »Das ist gut, meine Schwester. Sehr gut sogar.« Sie packte alles wieder in die Handtasche hinein, nur die Astra behielt sie.
»Ich glaube, Eve hat einen guten Griff getan. Wir werden dich in unseren Orden aufnehmen. Ich will dich Damona vorstellen.«
Sie verließen den Raum. Eve Lidell mußte zurückbleiben.
Lucille führte Jane in die erste Etage. Für einen winzigen Augenblick sah Jane eine Tür aufgehen. Teresas Gesicht tauchte auf. Jane sah in den Augen des Mädchens Verzweiflung schimmern. Die Detektivin konnte es dem Mädchen nachfühlen. Wie mußte Teresa zumute sein, in solch einem Haus zu leben?
Die Tür wurde leise wieder zugedrückt.
Lucille hatte ebenfalls etwas bemerkt. »Das war Teresa«, sagte sie, »Damonas Zwillingsschwester.«
»Ich weiß«, erwiderte Jane.
»Du hast sie schon kennen gelernt?«
»Ja. Sie versuchte mich zu warnen. Ich soll von hier weglaufen, hat sie mir zu verstehen gegeben.«
Lucille wandte den Kopf. »Und? Wie hast du reagiert?«
»Ihre Warnungen interessierten mich nicht. Sie haben mich kalt gelassen«, sagte Jane mit tonloser Stimme.
Lucille lachte. »Das ist gut. Das ist sogar sehr gut. Aber sie versucht es immer wieder. Na ja, bald ist Schluß damit.«
»Wieso? Was haben Sie denn vor?«
Lucilles Gesicht verschloß sich. »Das wirst du noch früh genug erfahren.« Sie war vor einer Tür stehen geblieben, klopfte gegen das Holz und rief: »Damona?«
Das »Ja« war kaum zu hören.
Lucille öffnete.
Sie und Jane betraten einen abgedunkelten Raum, in dem nur zwei Wandleuchten brannten. Sie gaben diffuses Licht und streichelten

gerade noch das Gesicht eines Mädchens, das auf einem hohen Stuhl saß, dessen Lehnen mit Teufelsköpfen verziert waren. Die Köpfe hatten glühende Augen, von denen eine schreckliche Faszination ausging. Jane wandte schaudernd den Blick. Sie versuchte, sich auf Damona zu konzentrieren.

Viel konnte sie nicht erkennen. Sie sah sich einem Mädchen gegenüber mit langen, glatten, rötlich schimmernden Haaren. Das Gesicht war schmal und ebenso blaß wie das ihrer Mutter. Deutlich sah Jane die Wangenknochen hervortreten.

Wenn das eine Zwillingsschwester von Teresa war, dann hat die Natur verrückt gespielt, dachte die Detektivin.

Lucille schloß leise die Tür.

»Das ist Jane«, stellte sie vor. »Sie will unserem Orden beitreten und sich dem Satan verschreiben. Ich habe sie schon vorgeprüft, aber die letzte Entscheidung will ich dir überlassen. Teste sie, mein Kind. Wenn du sie für würdig empfindest, werden wir ihr eine Aufgabe zuteilen.«

Damona nickte nur.

Jane fühlte ihren starren Blick auf sich gerichtet, und ein unangenehmes Gefühl beschlich sie. Dieser Blick schien geradewegs in ihre Seele zu dringen. Er war böse und gemein.

Damona stand auf. Sie tat es mit langsamen Bewegungen. Dabei ließ sie Jane Collins nicht aus den Augen. Zwei Schritte machte sie auf die Detektivin zu.

Im Zimmer war es still.

Jane hielt den Atem an.

Auch Lucille wagte kaum, sich zu rühren.

Damona ging noch weiter auf Jane Collins zu. Sie legte ihre Hände auf die Schultern und bohrte ihren Blick in Jane Collins Augen.

Die Detektivin fühlte, wie ein Kribbeln ihre Adern durchlief. Die Augen vor ihr schienen größer zu werden. Deutlich sah sie die roten Äderchen, die die Pupille wie ein feines Netzwerk durchzogen.

Jane hatte das Gefühl, nicht mehr sie selbst zu sein. Ein anderer böser Geist schien von ihr Besitz zu ergreifen.

»Gib ihr das Zeichen«, sagte Damona.

Der Befehl war an ihre Mutter gerichtet. Lucille bewegte sich. Jane merkte nichts davon. Sie schien in den Augen des jungen Mädchens zu ertrinken.

Die Detektivin spürte nur, wie etwas über ihren Kopf glitt, und dann baumelte die Plakette vor ihrer Brust, die sie auch schon bei Eve Lidell gesehen hatte.

Das lederartige Gebilde mit dem großen D. Die Detektivin merkte, wie ein nie gekanntes Gefühl von ihrem Körper Besitz ergriff. Etwas strömte auf sie ein. Etwas, gegen das sie sich nicht wehren konnte. Es war unglaublich böse, ungeheuer schrecklich und tötete ihre normalen

Gedanken.
Das Gesicht Damonas verwischte.
Die Satansfratze schälte sich hervor.
Deutlich sah Jane die beiden Hörner, das unten spitz zulaufende Gesicht, den Mund mit den gräßlich gefletschten Zähnen und die häßlichen Eselsohren.
Aber Jane empfand die Physiognomie nicht als häßlich. Nein, sie kam ihr wunderbar vor. Herrlicher als das schönste Gesicht.
Satan begann zu sprechen.
Mit Damonas Stimme.
»Du willst mir dienen?«
»Ja«, hauchte Jane.
»Du würdest für mich alles tun? Ich meine – alles?«
Wieder stimmte Jane zu.
Der Satan lachte. »Das ist gut. Dann wirst du in Zukunft nur ihr gehorchen. Damona ist meine Vertreterin. Du wirst tun, was sie dir sagt, und dich niemals gegen sie stellen. Wenn doch, wirst du getötet! Ist das klar?«
»Ja!«
»Gut. Dann bist du in den Kreis der Dienerinnen aufgenommen. Das Zeichen der Damona wird deine Verbundenheit mit der Hölle dokumentieren. Du darfst es nie ablegen. Wenn du es doch versuchst, wird es dich töten, Jane!«
Die Detektivin stand unbeweglich. Die Macht des Satans war auf sie übergegangen.
Ihr früheres Denken und Fühlen war ausgeschaltet. Sie wollte nur noch dem Teufel dienen.
Die Satansfratze verschwand. Ebenso schnell, wie sie erschienen war. Damonas Gesicht starrte Jane an.
»Du hast es gehört«, mahnte Damona. »Er hat dich in unseren Kreis aufgenommen. Zeige dich seiner würdig.«
Jane nickte. Auf ihrer Stirn glitzerten Schweißperlen. Doch in ihren Adern schien ihr Blut gefroren zu sein.
Sie fühlte eine Berührung am Arm und drehte sich um. Sie blickte in Lucilles Augen.
»Komm mit, ich habe eine Aufgabe für dich!« Jane folgte der Frau.
»Du hast Glück gehabt«, sagte sie, »daß Damona dich akzeptierte. Es ist nicht bei allen so. Und du hast noch mehr Glück. Heute nacht darfst du das große Satansfest miterleben. Auf dem Höhepunkt des Festes wird Teresa ihr Leben aushauchen.« Lucille lachte schaurig, und Jane lächelte ebenfalls. Ein Mord war für sie plötzlich etwas ganz Normales.
»Und jetzt zu deiner Prüfung«, sagte Lucille und drückte Jane Collins die Astra-Pistole in die Hand. »Ich habe heute einen Mann

kennengelernt. Der heißt John Sinclair und ist Oberinspektor bei Scotland Yard. Du wirst zu ihm fahren und ihn töten. Die Adresse findest du in jedem Telefonbuch. Hast du verstanden?«

»Ja.«

Mit einem teuflischen Lächeln gab Lucille de Lorca der Detektivin die Astra zurück. Jane nahm die Waffe entgegen. Sekundenlang starrte sie die Pistole an. Dann sagte sie: »Ja, ich werde diesen John Sinclair töten…«

***

Geoff Adamson schielte auf die Messerklinge und verdrehte dabei die Augen, daß man von den Pupillen nichts mehr sehen konnte.

Immer noch berührte die Spitze des Messers seine straff gespannte Haut. Und hinter der Waffe sah Geoff das Gesicht seiner ehemaligen Frau. Es glich einer gräßlichen, haßverzerrten Fratze.

»Du… du willst mich umbringen?« keuchte Adamson.

Gwen kicherte diabolisch. »Ja, mein Lieber. Damona verlangt es von mir. Und ihren Befehlen muß ich gehorchen.«

Adamson versuchte Zeit zu gewinnen. »Man wird dich finden, Gwen«, warnte er.

»Ganz bestimmt. Die Polizei schläft nicht. Schneller als du denkst, ist sie auf deiner Spur.«

»Unsinn. Damona schützt mich. Du Feigling versuchst ja nur, dein erbärmliches Leben zu retten. Doch das wird dir nicht gelingen.« Sie lachte hart. Die Klingenspitze vibrierte.

»Aber was habe ich dir denn getan?« greinte Adamson. »Wir haben uns getrennt. Du hast es so gewollt. Ich war einverstanden. Du brauchst mich doch deswegen nicht umzubringen.«

»Das verstehst du nicht. Es ist eine Prüfung, die von mir verlangt wird. Erst dann bin ich endgültig in den Orden aufgenommen.«

Geoff Adamson wußte, daß seine frühere Frau ihm keine Chance mehr lassen würde. Er hatte schon einen steifen Hals. Sein Oberkörper glänzte, als wäre er mit Fett eingerieben, so sehr schwitzte er. Pfeifend zog er die Luft ein.

Wieviel Sekunden blieben ihm noch?

Zehn? Zwanzig?

»Sprich ein letztes Gebet, Geoff«, sagte die Frau. »Ich gebe dir noch fünfzehn Sekunden, dann ist es aus. Dann schneide ich dir deine Kehle durch.«

Todesangst überfiel ihn. Wie ein Blitzstrahl war sie da. Adamson spürte, wie sich sein Magen zusammenzog. Irgend etwas schnürte ihm den Hals zu, hinderte ihn beim Atmen.

»Noch zehn Sekunden«, frohlockte die Frau in diebischer Freude. »Deine Lebensuhr läuft ab, Geoff…«

»Ich…« Geoff Adamson brachte keinen Ton mehr hervor. Plötzlich sah er das Gesicht seiner ehemaligen Frau wieder glasklar vor sich. Jede Einzelheit nahm er wahr. Es schien, als hätte ein brutales Schicksal seine Sinne noch einmal geschärft, damit er seinen Tod in allen Einzelheiten miterlebte.

Da schellte es.

Adamson zuckte zusammen.

Aber auch die Frau.

Sie drehte den Kopf. Ihr Körper machte die Bewegung mit. Die Klinge rutschte an Geoffs Hals entlang.

Adamson nutzte blitzartig seine winzige Chance. Von unten her drosch er seine Hand gegen den Arm der Frau.

Die Hand mit dem Messer schnellte hoch.

Gwen schrie auf.

Geoff Adamson zog die Beine an und stieß sie der Frau in den Leib. Sie wurde zurückkatapultiert und landete auf dem Bett.

Wieder schellte es.

Adamson hetzte zur Tür.

Gwen schnellte von der Liegestatt hoch. Mit stoßbereitem Messer jagte sie hinter ihrem Mann her.

»Ich krieg dich doch!« kreischte sie. »Du verdammter Hund, du…«

Geoff Adamson erreichte die kleine Diele, schmetterte die Tür hinter sich zu, so daß seine ehemalige Frau gegen das Holz prallte.

Geoff Adamson gewann kostbare Sekunden.

Abermals schrillte die Klingel.

»Ja!« schrie Adamson. »Ja, ich komme.« Und dann: »Mörder! Man will mich killen. Man…«

Gwen riß die Tür auf.

Fauchend wie eine wilde Tigerin hetzte sie in die Diele. Und sie war schnell, ungeheuer schnell. Sie bekam ihren Mann noch vor der Tür zu packen, riß ihn hart herum. Adamsons Rechte, die schon auf der Klinke lag, rutschte wieder ab.

»Und ich kill dich doch, du verdammter Bastard!« schrie sie und riß die Hand mit dem Messer hoch.

Adamson warf sich zur Seite. Der Stich verfehlte ihn. Die Frau war rasend.

Noch einmal stieß sie zu.

Diesmal konnte Adamson der Klinge nicht mehr ausweichen, die Klinge streifte ihn am Oberarm. Blut floß aus der Wunde.

Adamson brach zusammen.

Plötzlich donnerten Schläge gegen die Tür.

Einmal, zweimal.

Gwen Adamson, die rasende Furie, blieb wie gelähmt stehen.

Im selben Augenblick würde die Wohnungstür mit Donnergetöse aus

den Angeln gefetzt. Und mit ihr fegte ein blondhaariger Mann in die schmale Diele.

John Sinclair.

***

Der Geisterjäger hatte dreimal Anlauf genommen, dann war die Tür geknackt. Wie eine Rakete flog er in die Diele.

Das splitternde Holz, Johns Schrei, das Krachen, als die Tür aus den Angeln gerissen wurde, all das geschah in Sekunden.

Hart kam der Geisterjäger auf. Er schaffte es gerade noch rechtzeitig, sich abzufangen, vollführte eine Rolle vorwärts und war wieder auf den Beinen.

Früh genug, um den ersten Angriff der Furie abzuwehren.

Eine Messerklinge, mit Wucht getrieben, zielte auf seinen Bauch.

John warf sich nach rechts, prallte dabei voll gegen die Wand, doch das Messer glitt an seiner Hüfte vorbei.

John schlug mit der Rückhand zu und traf die Frau an der Schulter. Die Messerheldin schien den Schlag nicht zu spüren. Sie sprang John Sinclair an.

Mit einem Fußtritt schleuderte der Oberinspektor die Frau von sich.

Der Geisterjäger sah einen Mann auf dem Boden hocken, der sich seinen blutenden Arm hielt. Das Gesicht des Mannes war schmerzverzerrt. Er verfolgte den Kampf aus weit aufgerissenen Augen.

Gwen Adamson hatte sich wieder aufgerichtet. Sie hantierte mit dem Messer wie ein Profi.

»Bastard!« gellte sie und griff wieder an.

John riß einen Mantel von der Garderobe. Aus dem Handgelenk schleuderte er der Frau das Kleidungsstück entgegen.

Gwen Adamson schrie und fluchte. Der Mantel irritierte sie. Er verdeckte die Sicht.

John packte zu, riß ihr den Mantel wieder vom Kopf und schleuderte ihn zu Boden.

Augenblicklich schnellte Gwen Adamsons Messerhand auf ihn zu.

Dem Geisterjäger wurde es zu bunt.

Seine Handkante federte vor und drosch auf das Handgelenk der Frau. Aufheulend ließ Gwen die Waffe fallen. Sie rieb sich das Handgelenk. Tränen rannen aus ihren Augen. Wut und Haß paarten sich zu einer Grimasse. Sie fuhr auf John los, als wäre sie nicht mehr bei Sinnen. Mit ihren spitzen Fingernägeln wollte sie dem Geisterjäger die Haut vom Gesicht reißen.

John wich zurück, packte die zuschnappenden Hände und schleuderte die Frau kraftvoll zurück.

Genau gegen die Tür, die in das Wohnzimmer führte. Irgendwie

prallte die Frau mit dem Ellenbogen auf die Klinke, drückte diese hinunter, und die Tür flog auf.

Gwen fand keinen Halt mehr, fiel in die Wohnung, ruderte mit den Armen, fing sich im letzten Augenblick und konnte noch einen schweren Aschenbecher packen.

Sie schleuderte ihn auf Sinclair.

John zog den Kopf ein. Der Ascher streifte seine Haare und krachte gegen den Türpfosten, wo er eine Kerbe hinterließ.

Dann aber stand Gwen Adamson dem Oberinspektor waffenlos gegenüber.

John wischte sich über die Stirn. »Geben Sie auf«, sagte er, »es hat keinen Zweck mehr!«

Die Frau spie ihn an. »Hau ab, du Dreckskerl!«

John Sinclair wischte sich gelassen den Speichel vom Jackett. Er hatte das Gefühl, daß diese Frau niemals aufgeben würde. Und sie würde ihm auch nichts sagen. Es sei denn, er konnte ihr dieses verdammte Amulett mit dem großen D entreißen.

Gwen Adamson schien seine Gedanken zu erraten. Mit einem Sprung brachte sie den Tisch zwischen sich und John Sinclair. Sie packte das leichte Möbelstück und schleuderte es dem Geisterjäger entgegen.

Genau hinter ihrem Rücken befand sich das Fenster, durch das Geoff Adamson immer einen so herrlichen Blick hatte.

»Du kriegst es nicht! Du kriegst es nicht!« brüllte die Frau. Und dann: »Damona, ich komme…!«

Ehe John Sinclair reagieren konnte, hatte sich Mrs. Adamson herumgeworfen und stieß die ausgestreckten Arme in die Fensterscheibe.

Sie zerbrach mit lautem Klirren.

John hechtete vor.

Zu spät.

Mrs. Adamson hatte ihrem Körper den nötigen Schwung verliehen. Der Geisterjäger sah nur noch die Beine, die für einen Augenblick in der Luft pendelten, hörte ein irres Gelächter, und als er das Fenster erreicht hatte, einen vielstimmigen Schrei und ein klatschendes Geräusch.

John Sinclair beugte sich über die Brüstung.

Mrs. Gwen Adamson hatte sich selbst gerichtet. Mit verdrehten Gliedern lag sie unten auf dem Boden.

John Sinclair bedauerte den Tod der Frau. Er wußte, daß sie für ihr Tun nicht verantwortlich war. Fremde, dämonische Mächte hatten die Kontrolle über sie gehabt. Beinahe hätte John sie noch retten können und möglicherweise Näheres über den Damona-Kult erfahren. Nun aber mußte er wieder von vorn anfangen.

Im Hausflur war inzwischen der Teufel los. Die Nachbarn waren aus

ihren Wohnungen gestürzt, begafften die zerbrochene Tür und schrien nach der Polizei.

Geoff Adamson taumelte ins Zimmer. Er war bleich. Seine Hand hielt er gegen die Schulter gepreßt. Aus seiner Wunde am Hals tropfte Blut. Dort hatte ihn die Messerspitze geritzt.

Adamson zeigte auf das Fenster. »Ist sie… ist sie…?«

John Sinclair nickte. »Ja, sie ist tot.«

Adamson senkte den Blick. Müde ließ er sich in einen Sessel fallen. »Ich könnte nicht einmal sagen, daß es mir leid tut«, meinte er, »schließlich hat sie versucht, mich zu ermorden.«

John gab keine Antwort. Stumm verließ er das Zimmer. Von der Straße her vernahm er das Heulen von Polizeisirenen. Der Lautstärke nach mußten es mehrere Wagen sein, die dort heranbrausten. Irgend jemand aus dem Haus hatte die Polizei alarmiert.

Die Menschen starrten den Geisterjäger feindselig an. John hielt sicherheitshalber seinen Ausweis in die Höhe.

Das wirkte.

Auf dem Weg zum Lift kamen John Sinclair zwei Polizeibeamte entgegen. Ihre Gesichter waren vom raschen Lauf gerötet. Beide atmeten schwer. Sie hatten nicht den Lift benutzt, sondern waren die Treppe hoch gelaufen.

Auch den beiden Kollegen zeigte John seine Legitimation.

»Haben Sie die Frau unten gesehen?«

»Wenn Sie die Tote meinen, ja, Sir.«

John nickte. Er hatte also richtig vermutet. Dann war Mrs. Adamson nicht mehr zu helfen. Er mußte sich die Leiche aber trotzdem noch einmal ansehen, schon wegen der Plakette mit dem geheimnisvollen D.

Zu den Polizisten sagte er: »Sorgen Sie dafür, daß Mr. Adamsons Wohnung von niemandem betreten wird. Und schicken Sie einen Arzt hoch, Mr. Adamson ist verletzt.«

»Ja, Sir!«

Der Lift war besetzt. Er spuckte immer mehr Neugierige aus. Es mußte sich in Windeseile herumgesprochen haben, was im dritten Stock geschehen war. John wunderte sich, daß dieses Haus überhaupt einen Lift hatte. Normalerweise war das bei dreigeschossigen Wohnbaracken nicht üblich.

Er stieg die Treppe hinab.

Die Frau war nicht auf den Rasen gefallen, sondern direkt auf den Weg. Sie hatte sich das Genick gebrochen. Neben der Toten stand der Kastenwagen der Ambulanz.

Aus Gesprächen der Sanitäter hörte John, daß der Leichenwagen bereits unterwegs war.

Der Oberinspektor drängte sich durch den Ring der Neugierigen. Ein

Sergeant wollte ihn anschnauzen. Er schloß aber den Mund wieder, als er Sinclair erkannte.

»Ist das Ihr Fall, Sir?« vergewisserte sich der Mann.

John nickte. »Ja. Und jetzt möchte ich mir die Leiche genau ansehen.«

»Bitte, Sir.«

Der Geisterjäger ging neben der Toten in die Knie. Von der geheimnisvollen Plakette war nichts mehr zu sehen. Sie mußte sich aufgelöst haben. Vermutlich war sie auf irgendeine Weise mit der Körpertemperatur verbunden, und sobald diese sank, verflüchtigte sich die Plakette.

Nicht einmal Asche war zurückgeblieben.

Der Geisterjäger erhob sich. »Es ist gut«, sagte er.

John fuhr wieder hinauf zu Adamsons Wohnung. Polizisten hatten inzwischen die Hausbewohner vertrieben. Ein Uniformierter hielt vor der Tür Wache.

Als John ihn passierte, grüßte er.

Geoff Adamson wurde noch behandelt. Der Arzt pinselte soeben Jod auf die Wunde, und Adamson stöhnte.

»Geben Sie mir einen Schluck«, bat er John. »Die Flasche steht im Schrank.«

Der Oberinspektor fand eine halbvolle Flasche Brandy.

Adamson trank aus der Flasche. Sein Gesicht nahm wieder Farbe an.

Der Doc wickelte inzwischen einen Verband um die Wunde. An der Vorderseite des Halses trug Adamson bereits ein Pflaster.

John zog sich einen Stuhl heran. »Sind Sie in der Lage, einige Fragen zu beantworten?«

Adamson nickte.

Sinclair stellte sich erst einmal vor. Dann erkundigte er sich nach dem Grund des überraschenden Besuches.

Adamson begann zu lachen. »Sie wollte mich umbringen, das lag auf der Hand.«

»Und warum?« hakte John nach.

»Angeblich eine Mutprobe oder so etwas Ähnliches. Sie sagte, erst wenn sie mich umgebracht hätte, würde sie endgültig in den Kreis des Ordens aufgenommen.«

»Sie wissen nicht zufällig, wo sich dieser Ordnen immer getroffen hat?« forschte John.

»Nein.«

»Dann haben Sie vielen Dank, Mr. Adamson«, sagte John und wollte die Wohnung verlassen.

»He«, rief ihm der Mann entsetzt nach. »Wer ersetzt mir denn die Tür und das Fenster?«

Der Oberinspektor drehte sich um. »Der Schreiner und der Glaser.«

»Und was mache ich mit der Rechnung?«
»Bezahlen«, erwiderte John.
Er war sauer. Dieser Adamson war ein widerlicher Typ. John beschloß, in seine Wohnung zu fahren. Er hatte sich dort mit Jane verabredet. Sicherlich wartete sie schon auf ihn. Er war gespannt, was die Detektivin herausgefunden hatte…

***

John Sinclairs Bentley rollte die Rampe zur Tiefgarage hinunter. Das Gitter der breiten Einfahrt war hochgezogen. Nachts wurde es geschlossen, so daß nur Mieter in die Garage kamen, die auch einen Schlüssel für den Code besaßen, der das Gitter hochrasseln ließ.
Wie ein Tunnel gähnte John der dunkle Schlund entgegen. Um diese Zeit, es war hoher Nachmittag, standen nicht viele Wagen in der Garage.
John schaltete die Scheinwerfer an. Die hellen Lichtstreifen durchschnitten das Dunkel, schwenkten nach links und warfen gelbe runde Kreise auf eine weiße Spur.
John Sinclair hatte seinen Bentley in die Parkbox gelenkt. Der Motor erstarb mit leisem Blubbern.
John löschte das Licht und stieg aus dem Wagen. Er schloß die Tür ab, ging aus der Parktasche, passierte eine viereckige Säule, gelangte auf den Mittelgang und steuerte die Aufzüge an.
Der Geisterjäger brauchte kein Licht. Durch die offene Eingangstür fiel genügend Helligkeit herein, um sich orientieren zu können.
Die Knopfskala des Lifts leuchtete in der Dunkelheit.
Es war ruhig in der großen Tiefgarage. Da John Sinclair weiche Sohlen trug und beim Gehen kaum einen Laut verursachte, fiel ihm das Geräusch schräg hinter ihm auf.
Der Oberinspektor blieb stehen.
Schritte… Atmen…
John fühlte, wie ihm eine Gänsehaut über den Rücken lief.
Gefahr! signalisierte sein Gehirn. Irgend etwas lag in der Luft. Jemand lauerte ihm auf.
Behutsam schob John Sinclair seine Rechte unter das Jackett. Die Finger tasteten zur Halfter, wo die mit Silberkugeln geladene Beretta steckte.
Der Geisterjäger räusperte sich, ging zwei Schritte vor und schnellte dann blitzartig zur Seite.
Im selben Augenblick platzte eine Feuerblume auf. Ein Schuß dröhnte. Vielfach pflanzte sich das Echo in der Tiefgarage fort.
John hörte die Kugel regelrecht pfeifen, so nahe zischte sie an seinem Ohr vorbei.
Wie ein Schatten tauchte der Geisterjäger hinter einen Volvo. Wieder

krachte ein Schuß.
Die Kugel spritzte durch die Heckscheibe des Volvos und hinterließ ein Spinnenmuster im Glas.
John zog unwillkürlich den Kopf ein. Er hatte den Schußwinkel berechnet und folgerte, daß der Schütze ein Profi sein mußte.
Aber ein Killer? Wer hatte ihm denn den auf den Hals geschickt? Normalerweise hatte es John mit Dämonen und finsteren Wesen aus dem Schattenreich zu tun, und die kämpften weiß Gott mit anderen Waffen.
Lautlos wechselte er seinen Standort, verschwand hinter einer Säule, von wo aus er ein relativ weites Blickfeld hatte.
John Sinclair hielt den Atem an. Er verriet sich mit keinem Geräusch, blieb ruhig und gelassen. Er bewies in diesen Augenblicken seine Nervenstärke. Der Gegner mußte, etwas unternehmen. Irgendwann. Und er tat es.
John Sinclair vernahm Schritte. Sie klangen zwischen den abgestellten Wagen auf, ganz in seiner Nähe.
Der Geisterjäger schob sich ein Stück vor. Er duckte sich hinter der Kühlerschnauze eines Fords.
Wo steckte sein Gegner? Da, eine Bewegung!
Neben dem abgestellten Bentley. Nur undeutlich erkannte der Oberinspektor die Gestalt. Sie richtete sich auf, wollte in seine Richtung huschen. John setzte sich ebenfalls in Bewegung, lief seitlich auf den Unbekannten zu und konnte ihm den Weg abschneiden. »Halt! Stehen…«
Die weiteren Worte verschluckte John Sinclair. Seine Augen wurden groß. Unwillkürlich ließ er den Arm mit der Waffe sinken. Sein Herz hämmerte plötzlich zum Verrücktwerden. Er hatte die Gestalt erkannt. Es war eine Frau. Eine Frau, die er sehr gut kannte. Die Killerin war keine andere als Jane Collins! »Jane!« schrie der Geisterjäger beschwörend… Jane… Jane…
Das Echo hallte von den Wänden.
Die Privatdetektivin kreiselte herum. Eiskalt feuerte sie aus der Drehung. John Sinclair hatte mit einer ähnlichen Reaktion gerechnet. Er befand sich schon im Sprung, prallte auf den harten Boden, rollte sich ab und rief so laut er konnte: »Bist du wahnsinnig geworden, Jane!« Lachen! Teuflisch, grausam! Dann wieder ein Schuß.
Dicht neben John Sinclair prallte die Kugel auf den Boden, sirrte als Querschläger davon und klatschte in das Blech eines abgestellten Wagens. »Ich bring' dich um, John Sinclair!« posaunte Jane Collins. »Ich kille dich, du Hund!« Und sie schoß. Schoß wie ein Automat.
John wirbelte über den Boden, spürte einen Schlag an der Hüfte und fühlte das Blut, das seinen Anzug tränkte.
Natürlich hätte er zurückfeuern können, aber er brachte es einfach

nicht fertig, auf die Detektivin zu schießen. Schließlich war es nicht ihr freier Wille, John zu töten.

Nein, sie stand unter einem dämonischen Willen. Davon war John überzeugt.

Dann schoß der Geisterjäger trotzdem.

Er setzte eine Kugel haarscharf an Janes Schulter vorbei.

Die Detektivin zuckte nicht einmal zusammen.

John sprang blitzschnell auf.

Jane feuerte jetzt nicht mehr. Wahrscheinlich hatte sie nur noch eine Kugel im Magazin, und die wollte sie als Treffer anbringen.

Sie rannte auf den Oberinspektor zu.

John sah die langen Haare flattern, und er erkannte das weiße, verzerrte Gesicht. Die Schußhand flog hoch.

Fünf, sechs Schritte trennten die beiden.

John Sinclair knickte in den Knien ein und flog dann wie ein Panther dicht über den Boden.

Über ihm blaffte die Waffe auf. Die Kugel verfehlte ihr Ziel, und der Oberinspektor prallte gegen Jane Collins Beine. Er riß die Detektivin mit zu Boden.

Jane mußte hart aufgeschlagen sein, doch kein Ton drang über ihre Lippen. Sie begann zu kämpfen und bediente sich dabei aller erlaubten und unerlaubten Tricks.

Sie rammte ihr Knie hoch, versuchte mit den Fingern der freien Hand Johns Augen zu treffen und gebärdete sich wie eine Furie.

Mit schriller Stimme verkündete sie: »Damona! Ich tue es für dich, Damona! Ich tue es nur für dich!«

John schleuderte Jane Collins von sich. Es war ein gewaltiger Stoß. Mit rudernden Armen flog die Privatdetektivin zurück, dröhnte gegen eine Motorhaube, stieß sich wieder ab und wollte sich erneut auf den Oberinspektor stürzen.

Dabei lief sie direkt in John Sinclairs Schlag.

Es war ein Bilderbuchtreffer. Jane Collins verdrehte die Augen und wurde ohnmächtig. John erkannte jede Einzelheit. In diesem Augenblick fuhr ein Wagen in die Tiefgarage. Die weißen Scheinwerferstrahlen rissen John Sinclair und seine Gegnerin aus der Dunkelheit. Reifen kreischten.

Eine Tür klappte. Zwei Männer sprangen aus dem Wagen. Drohend näherten sie sich dem Oberinspektor.

John Sinclair ließ Jane Collins zu Boden sinken.

»Moment«, stoppte er die Männer. Einen kannte er. Er wohnte mit ihm auf einer Etage.

»Aber Mr. Sinclair«, rief der Mann, »was ist geschehen?« Johns Nachbar flüsterte mit seinem Beifahrer. Er erklärte dem Mann wohl, wen er vor sich hatte. Der Nachbar wußte, daß John Sinclair Beamter

bei Scotland Yard war.
»Kann ich Ihnen helfen?« fragte er dann.
»Nein, nein, danke«, erwiderte John. »Es geht schon. Bemühen Sie sich nicht.«
»Was war denn mit der Frau?«
»Ein Anfall. Ich mußte leider etwas härter zufassen. Es gab keine andere Möglichkeit. Am besten, Sie vergessen die ganze Geschichte. Vor allen Dingen, erzählen Sie nichts im Hause weiter.«
»Ja sicher, wenn Sie meinen…« John lächelte. »Danke sehr.«
Er bückte sich und hievte Jane auf seine linke Schulter. Die Astra steckte er ein. Während John Sinclair zum Lift ging, fuhr der Nachbar seinen Wagen in die Parkbox.
John holte den Fahrstuhl. Der Geisterjäger war begierig darauf, zu erfahren, was mit Jane Collins passiert war. Vorausgesetzt, sie redete.
Der Lift katapultierte John und seine hübsche Last nach oben. Der Geisterjäger vergaß nicht, bei Suko an der Tür zu schellen.
Suko hatte sich vor wenigen Tagen bei einem Kampf mit Rockern eine schwere Gehirnerschütterung zugezogen, hatte im Krankenhaus gelegen und kurierte jetzt seinen Schädel zu Hause aus. Mit blassem Gesicht öffnete er.
Als er erkannte, wen John über seiner Schulter liegen hatte, wurden Sukos Augen groß.
»Jane Collins?« stammelte er.
»Ja, genau.« John räusperte sich. »Komm mit rüber. Ich brauche deine Hilfe.«
Suko, der mit seinem Kopfverband aussah wie ein Inder, beeilte sich.
Der Geisterjäger hatte inzwischen seine Wohnungstür aufgeschlossen. Mittlerweile spürte er das Gewicht der Detektivin. Außer dieser drückenden Last plagte ihn der Schmerz, der von der Schußverletzung herrührte. Das hatten Streifschüsse eben so an sich. Suko mußte dem Geister-Jäger unbedingt einen Verband anlegen. Der Oberinspektor stolperte in den Living-room. Dort legte er die bewußtlose Jane Collins auf die Couch. Er selbst ließ sich in einen Sessel fallen. Es war sein Stammplatz. Er brauchte nur den Arm auszustrecken, um an die Hausbar zu gelangen.
Der Bourbon, den John sich einschenkte, tat gut. Mittlerweile war auch Suko eingetroffen. Der riesige Chinese mit dem Pfannkuchengesicht grinste von Ohr zu Ohr.
»Wenn jetzt jemand die lädierten Helden sehen könnte, dann würde so manche Illusion zerstört«, meinte Suko.
John Sinclair konnte nur zustimmend grinsen. Er nahm seine Hand von der Hüfte. Die Finger waren blutverschmiert.
Suko war wie ein Blitz im Bad verschwunden und kehrte mit der Hausapotheke zurück. Während er dem Geisterjäger einen

fachmännischen Verband anlegte, berichtete John, was ihm in der Tiefgarage widerfahren war. Dann warteten sie beide mit Spannung darauf, daß Jane Collins aus ihrer Bewußtlosigkeit erwachte.

***

Will Purdy war dreiundzwanzig Jahre alt. Und genau dreiundzwanzig Tage lang hatte er von seiner Freundin nichts mehr gehört.

Teresa de Lorca hatte sich einfach nicht gemeldet!

Da stimmte was nicht.

Will Purdy wußte zwar über die häuslichen Verhältnisse bei Teresa nicht genau Bescheid, doch durch Andeutungen hatte er erfahren, daß ihre Mutter eine seltsame Person war und sich mit Dingen beschäftigte, die ihm nicht geheuer waren.

Spiritismus, Okkultismus, Geisterbeschwörung. Dazu hatte Will Purdy keinen Draht.

Dafür aber liebte er Teresa. Und er wollte es endlich wissen. Er war der Überzeugung, daß Teresa die Frau fürs Leben war. Nur sie wollte er heiraten. Jetzt wollte er sie endlich besuchen, auch wenn sie sich noch so dagegen wehrte, weil ihre Mutter angeblich männlichen Besuch nicht schätzte. Will jedenfalls fühlte sich stark genug, um auch mit Mrs. de Lorca fertig zu werden. Von seinem Freund lieh er sich einen Wagen. Es war ein deutsches Fabrikat, ein seegrüner Golf.

»Du bekommst den Wagen morgen unbeschädigt zurück«, sagte Will, als er den Autoschlüssel entgegennahm. Der Freund grinste nur. »Hoffentlich.«

Will fuhr ab. Er war fest entschlossen, Teresa vor die Alternative zu stellen. Entweder gab sie ihm ein Heiratsversprechen, oder es war aus zwischen ihnen. Will wollte sich nicht mehr vertrösten lassen. Zu lange hatte sie ihn schon hingehalten.

Zum Glück wußte er, wo Teresa wohnte. Er war einmal an dem Haus vorbeigefahren.

Der junge Mann kam mit dem Golf gut zurecht. Will Purdy war ein Typ, den man in die Kategorie Sportler einstufen konnte. Breite Schultern, schmale Hüften, braungebrannt und mit einem Lächeln ausgestattet, das schon so manche Mädchenherzen zum Schmelzen gebracht hatte. Das schwarze Haar trug Will ziemlich kurz. Den Knebelbart rasierte er sich dagegen nie ab, der sollte sein Markenzeichen sein.

Will Purdy fand tatsächlich das Haus wieder, in dem seine Freundin wohnte. Er fuhr den Golf einige Yards am Haus vorbei neben eine schützende Buschgruppe. Dann stieg er aus und ging das Stück zurück.

Es war später Nachmittag. Das Wetter spielte verrückt. Wolkenberge schoben sich über den Himmel, aber wenn die Sonne mal zwischen

ihnen hervorlugte, wurde es sofort drückend heiß. Mücken und Fliegen zirkelten dicht über den Boden. Der Luftdruck fiel.

Es herrschte Gewitterstimmung.

Als Will vor dem Haus stand, fiel ihm auf, wie ungepflegt alles wirkte. Der Vorgarten war ein wildes Durcheinander von Pflanzen und Unkraut. Teresa hatte ihm erzählt, daß ihre Mutter etwas seltsam war, aber daß sie alles so verkommen ließ, wunderte den jungen Studenten doch. Mrs. de Lorca schien nicht viel von Gartenarbeit zu halten. Will hob die Schultern. Das war nicht seine Sache.

Er zog die Wildlederjacke über, die er bisher auf dem rechten Arm getragen hatte, und suchte die Klingel. Da wurde die Haustür geöffnet. Ziemlich ruckartig.

Will erschrak. Unwillkürlich trat er einen Schritt zurück, um gleich darauf sein bestes Sonntagslächeln anzuknipsen.

Die rothaarige Frau mußte Teresas Mutter sein. Das Girl hatte sie genauso beschrieben. »Mrs. de Lorca?« fragte der junge Mann.

»Ja, Sie wünschen?«

»Ich bin Will Purdy.«

Die Frau runzelte die Stirn. »Müßte ich Sie kennen, Mr. Purdy?« Ihre Stimme klang angenehm weich.

»Ich bin der Freund von Teresa. Ich hoffe, Ihre Tochter hat schon von mir erzählt.«

Mrs. de Lorca dachte einen Augenblick nach. Dann flog ein Lächeln über ihr Gesicht. »Natürlich, Mr. Purdy. Teresa hat tatsächlich schon von Ihnen berichtet. Kommen Sie doch rein. Ich hoffe, es gefällt Ihnen bei uns.« Lucille de Lorca überschlug sich fast vor Freundlichkeit.

Will Purdy wurde etwas verlegen. »Ja… also… dann… danke sehr.« Er ging an Lucille de Lorca vorbei.

Die rothaarige Frau schloß die Haustür hinter ihm. Kameradschaftlich legte sie dem jungen Mann die Hand auf die Schulter. »Ich freue mich, daß ich Sie endlich kennen lerne, Mr. Purdy. Teresa war ja ganz begeistert von Ihnen.«

Will wurde verlegen. »Na ja, ich weiß nicht.«

»Doch, doch. Sie hat oft von Ihnen gesprochen.« Lucille und Will waren im Flur stehen geblieben.

»Ist Teresa denn da?« erkundigte sich der junge Mann. »Ich habe lange nichts mehr von ihr gehört und hatte schon Angst, daß sie krank ist.«

»Nein, nein, es ist alles in Ordnung. Teresa ist auf ihrem Zimmer.«

Will lächelte. »Dann bin ich beruhigt. Wissen Sie, Mrs. de Lorca, es ist schon ein komisches Gefühl, einfach zu fremden Leuten zu gehen. Ich hatte etwas Bammel davor.«

Lucille lachte. »Aber das brauchen Sie doch nicht! Wie gesagt, wir sind froh, Sie endlich kennenzulernen. Ich werde Teresa gleich

Bescheid sagen.« Lucille ging zur Treppe. Vor der untersten Stufe blieb sie stehen. »Sie sind allein gekommen?« fragte sie.

»Ja.«

»Mit einem Wagen?«

Will Purdy nickte. »Ich habe ihn ein Stück weiter geparkt. Warum fragen Sie?«

»Ach, nur so. Vergessen Sie es.«

Lucille de Lorca ging vor ihrem Besucher die Treppe hoch. Will Purdy wunderte sich über die Kleidung der Frau. Das lange schwarze Kleid paßte gar nicht zu ihr.

Auch schien ihm die Atmosphäre des Hauses seltsam zu sein. Alles war unnatürlich still. Keine Stimmen, kein Lachen, nichts.

Will war unangenehm berührt. Doch die Hoffnung, Teresa bald wiederzusehen, ließ ihn das andere vergessen.

Sie gingen in die erste Etage. Durch ein Fenster warf Will einen Blick in den hinteren Garten. Er sah noch schlimmer aus als der auf der Vorderseite.

Mrs. de Lorca blieb vor einer Tür stehen und klopfte.

»Ja?« meldete sich eine zaghafte Stimme.

»Du hast Besuch, Teresa«, sagte Lucille de Lorca. »Dein Freund Will Purdy ist gekommen. Bitte, öffne die Tür.«

Ein Schrei der Überraschung. Schritte, die sich rasch der Tür näherten. Dann wurde die Tür aufgerissen.

Teresa stand auf der Schwelle.

Lucille de Lorca trat einen Schritt zurück.

Die beiden jungen Leute sahen sich an. Sekundenlang.

»Will!« flüsterte das schwarzhaarige Mädchen. Die Augen leuchteten.

Will mußte schlucken, ehe er überhaupt einen Ton heraus brachte. Zögernd streckte er seine Arme aus. »Ich… ich habe dich vermißt, Teresa.«

Die jungen Menschen fielen sich in die Arme.

Lucille de Lorca verschwand auf leisen Sohlen. »Hier störe ich doch nur«, murmelte sie.

Teresa und Will hörten gar nicht hin. Sie waren zu sehr mit sich beschäftigt.

Auch sah niemand von ihnen das böse Lächeln, das Lucilles Lippen umspielte.

Dieser Will Purdy kam genau richtig. Er würde die Nacht des Satans nicht überleben. Ebenso wie Teresa. Gemeinsam sollten sie in den Tod gehen.

Der Teufel würde seine helle Freude haben.

Teresa löste sich aus Wills Umarmung. Sie zog den jungen Mann zu sich ins Zimmer, drückte die Tür zu und schloß ab.

»Setz dich.«

Verwundert nahm Will Platz. »Was ist?« fragte er. »Du bist so seltsam.«

Teresa hockte sich auf die Bettkante. Eine Hand legte sie auf Wills Knie. »Du hättest nicht herkommen dürfen«, sagte sie mit rauher Stimme.

Überrascht hob der junge Mann die Augenbrauen. »Und warum nicht?«

»Das Haus hier ist zu gefährlich. Hier passieren Dinge, die…« Teresa senkte den Kopf und begann zu weinen.

Will Purdy setzte sich neben das junge Mädchen. Beschützend legte er seinen Arm um ihre Schultern. »Du brauchst keine Angst zu haben, Teresa. Jetzt bin ich ja hier!«

»Das ist es ja eben!« Teresa hob den Kopf. Sie blickte ihren Freund aus tränennassen Augen an. »Meine Mutter… sie wird dich nicht mehr gehen lassen.«

Purdy lachte. »Das ist doch nicht schlimm. Dann sind wir wenigstens zusammen.«

»So meine ich das nicht, Will!«

»Wie denn?«

»Man wird uns töten! Uns beide!«

Unwillkürlich rückte Will Purdy ein Stück von dem Mädchen weg. »Sag das noch mal.«

»Man wird uns töten!«

»Das glaube ich dir nicht.«

»Es ist aber so, Will. Du glaubst gar nicht, was in diesem Haus alles möglich ist. Sieh einmal in den Garten. Am Zaun erkennst du drei Bäume. Und dort… dort haben sie meinen Vater begraben. Ich habe es selbst gesehen. Verscharrt haben sie ihn. Oh, sie sind grausam.«

Will Purdy schüttelte den Kopf. »Ich verstehe dich nicht, Teresa. Wer sind sie?«

»Meine Mutter und meine Schwester. Ich habe dir ja von Damona erzählt. Sie und ich sind Zwillinge, obwohl wir uns nicht gleichen. Damona hat rote Haare, aber das ist nicht alles. Mein Gott, ich rede zuviel durcheinander. Sie… sie hat überirdische Fähigkeiten. Sie ist ein Kind des Satans. Sie dient dem Teufel. Will. Versteh doch!«

»Gar nichts verstehe ich«, entgegnete Will Purdy. »Tut mir leid. Ich habe nur begriffen, daß dein Vater im Garten vergraben worden ist, obwohl ich mich am liebsten davon selbst überzeugen möchte. Aber nehmen wir einmal an, es stimmt. Weshalb hast du dann nicht die Polizei verständigt?«

»Das ging nicht«, erwiderte das junge Mädchen tonlos. »Ich komme doch hier nicht raus.«

»Du meinst, man hat dich eingesperrt?«

»So ist es.«

Will Purdy fühlte, wie ihm der Schweiß ausbrach. Mittlerweile kam ihm das alles seltsam vor. Aber Mord und Totschlag in einer Familie? Das war doch unmöglich.

Will war überzeugt, daß seine Freundin übertrieb.

Er stand auf. »Ich werde mit deiner Mutter reden.«

»Nein, Will, nicht.« In Teresas Augen flackerte die Angst. »Das darfst du nicht, du kommst gegen sie nicht an. Sie ist zu mächtig.«

»Aber wenn sie ihren Mann getötet hat, dann muß man doch die Polizei benachrichtigen.«

»Das kannst du versuchen, Will. Deshalb befolge meinen Rat. Flieh! Flieh aus diesem Haus und rette, was noch zu retten ist. Mehr darf ich dir nicht sagen. Weiter kann ich auch nichts für dich tun.«

Will Purdy hob die Schultern. »Tja, wenn das so ist.« Er wußte nicht so recht, was er tun sollte, näherte sich aber der Tür.

Teresa de Lorca warf sich in seine Arme. Hart preßte sie sich an ihn. »Ich wünsche dir alles Gute«, flüsterte sie. »Für uns, Darling. Ich… ich liebe dich doch…«

Minutenlang klammerten sich die beiden Menschen aneinander. Dann schob Will Purdy das junge Mädchen langsam von sich. »Ich gehe jetzt.«

Teresa öffnete die Tür und schaute auf den Gang. »Die Luft ist rein«, wisperte sie.

»Und noch eins, Will. Durch die Fenster kannst du nicht. Sie lassen sich nicht öffnen!«

»Danke für den Tip.« Will Purdy drückte seinem Girl noch einen Kuß auf die vollen Lippen und huschte aus dem Zimmer.

Auf Zehenspitzen näherte er sich der Treppe. Alles war still und ruhig. Niemand kam ihm entgegen.

Will Purdy dachte daran, daß die Warnungen doch wohl übertrieben waren.

Wahrscheinlich sah Teresa alles zu schwarz. Sie lebte in diesem Haus und hatte nicht die richtige Distanz zu den Dingen. Es wurde Zeit, daß er sie aus diesem Gefängnis herausholte.

Will Purdy überwand die Treppe, stand mit klopfendem Herzen im Hausflur und schlich zur Tür.

Alles lief glatt.

Will legte seine Rechte auf die Klinke. In wenigen Sekunden würde er das Haus verlassen haben und zur nächsten Polizeistation fahren, um die merkwürdigen Dinge zu melden.

Noch nie hatte sich Will Purdy in seinem jungen Leben so geirrt.

»Wollen Sie uns schon wieder verlassen?« ertönte hinter ihm Lucille de Lorcas Stimme.

Will zuckte zusammen. Fast im Zeitlupentempo drehte er sich um.

Lucille de Lorca war nicht allein. Neben ihr stand Damona, ihre

zweite Tochter.
Will Purdy wußte im Augenblick nicht, was er sagen wollte. »Ich… ich meine…«
»Sie brauchen noch nicht zu gehen, Mr. Purdy!« Lucille de Lorcas Stimme klang sanft, doch Will hörte den gefährlichen Unterton heraus. »Ich möchte, daß Sie noch meine zweite Tochter kennen lernen.«
Will schüttelte den Kopf. »Nein, danke, ich habe kein Interesse!«
»Sie sind unhöflich, Mr. Purdy! Sie bleiben!«
»Nein!«
Will wollte die Tür aufreißen, doch Lucilles Stimme hielt ihn zurück. »Es ist abgeschlossen, Mister Purdy. Wann Sie das Haus verlassen, bestimmen wir. Und es liegt an Ihnen, ob Sie jemals lebend hier herauskommen…«
Zum erstenmal seit langer Zeit verspürte Will Purdy Angst.

***

John Sinclair nahm einen kräftigen Schluck Whisky. Nachdem Suko seine Verletzung verbunden hatte, ließ sich John den Alkohol schmecken. Jane Collins lag noch immer auf der Couch. Ihr Atem ging flach, aber regelmäßig. Suko ließ die Privatdetektivin keinen Moment aus den Augen.
Der Geisterjäger deutete auf das Amulett, das Jane um den Hals trug. »Diese Plakette mit dem D wird es sein, die sie in Damonas Bann hält.«
Suko nickte. »Warum nehmen wir ihr das Ding nicht ab?«
»Daran habe ich auch gedacht«, erwiderte John. »Aber ich möchte doch warten, bis sie zu sich gekommen ist.«
Suko grinste. »Du hast ja einen ganz schönen Schlag, mein lieber Mann.« John hob die Schultern. Er trat an die Couch heran. »Es ging nicht anders. Du kannst dir sicherlich vorstellen, wie leid mir das tut, aber ich sah einfach keine andere Möglichkeit.«
»Ich glaub’s dir.«
Der Oberinspektor blickte aus dem Fenster. Es war Hauptverkehrszeit. Feierabend. Tausende strömten von ihren Arbeitsplätzen den Wohnungen zu. John warf einen Blick auf die Uhr. Jetzt war Jane Collins schon über eine halbe Stunde bewußtlos. Der Geisterjäger fragte sich, wie Jane sich nach vollbrachter Tat mit dieser Damona in Verbindung setzen würde – und, falls das nicht geschah, wie Damona dann reagierte.
Es wurde Zeit, daß Jane Collins aus ihrer Bewußtlosigkeit erwachte. »Wir sollten es mal mit Wasser versuchen«, schlug Suko vor. Er war schon auf dem Weg zum Bad.
John Sinclair nickte abwesend.
Er sah nicht, wie Jane Collins die Augen öffnete. Sie hatte in den letzten Minuten nur geschauspielert und so den Dialog zwischen Suko

und John mitgehört. Während John ihr den Rücken zuwandte, setzte sich Jane lautlos auf. Ihre rechte Hand umschloß den schweren Aschenbecher. Mit diesem Ding konnte man einem Ochsen den Schädel zertrümmern.

Im Bad rauschte das Wasser. Suko ließ es erst laufen, damit es richtig kalt wurde. Die Detektivin stemmte sich mit der linken Hand von der Couch hoch, die rechte hatte sie schlagbereit erhoben. Und John Sinclair merkte nichts.

Ein gnadenloses Lächeln umspielte die Lippen der blondhaarigen Frau. Mordlust und Haß funkelten in den Augen. Sie fletschte die Zähne wie ein Wolf. Im Bad drehte Suko das Wasser ab. Unwillkürlich richtete John Sinclair seinen Blick in Richtung Tür.

Da streifte Janes Atem seinen Nacken.

Der Oberinspektor benötigte nicht mal eine Sekunde, um zu reagieren. Unheimlich schnell fegte er herum, nahm das Bild, das sich ihm bot, innerhalb eines Atemzuges auf.

Vor ihm stand Jane Collins. Sie hielt die Hand mit dem Aschenbecher drohend über dem Kopf – und drosch zu.

John Sinclair tauchte weg.

Der Schlag verfehlte ihn. Mit einem wilden Schrei stürzte Jane Collins, vom eigenen Schwung getrieben, zu Boden. Sie schlug hart mit dem rechten Arm auf, der Ascher wurde ihr aus der Hand geprellt.

Im nächsten Moment war John über ihr.

Jane Collins gebärdete sich wie eine Tollwütige. Sie schrie, tobte, versuchte zu kratzen, zu schlagen und zu beißen. Es gelang ihr sogar, herumzurollen und John ihren Fuß in den Magen zu rammen.

John Sinclair krümmte sich vor Schmerzen.

Wie ein Blitz war Jane auf den Beinen. Keuchend und knurrend wollte sie sich erneut auf den Geisterjäger stürzen. Sie glich einer Hyäne. Nichts Menschliches war mehr in ihr. Einer grausamen Maske ähnelte ihr Gesicht. Wirr standen die langen Haare vom Kopf. In den Augen leuchtete der Wille zu töten.

Karateschläge, hart und gefährlich, zielten auf John Sinclair. Alles ging blitzschnell.

Der Geisterjäger wich zurück. Er konnte sich nicht überwinden, mit gleicher Münze zurückzuzahlen.

Aber da war Suko heran.

Er stürmte in den Living-room und stürzte sich auf Jane Collins.

Suko fing sich zwei knallharte Schläge ein, die ihn aber nicht erschütterten. Mit seinem gesamten Körpergewicht warf er sich auf die blondhaarige Detektivin.

Hart drückte er sie zu Boden.

»Nimm ihr das verdammte Ding ab, John!« schrie der Chinese. Gleichzeitig drehte er die fauchende Detektivin auf den Rücken.

John war mit zwei Schritten heran. Er packte das Band, das die Plakette hielt und riß es mit einem kräftigen Ruck entzwei.

Jane brüllte auf. Sie wollte sich wieder auf den Rücken wälzen, doch sie hatte der Kraft des Chinesen nichts entgegenzusetzen.

Suko hielt die Besessene eisern fest.

Unflätige Worte drangen aus Janes Mund. Es war wie bei einer Teufelsaustreibung.

Die Detektivin wußte nicht mehr, was sie tat. Damonas Keim steckte in ihr und damit die Saat des Satans.

Schaum trat vor Janes Lippen. Sie schleuderte den Männern wilde Flüche entgegen.

»Zerstöre dieses verdammte Amulett!« brüllte Suko. »Nimm dein Kreuz!«

Das hatte John sowieso vor. In fiebernder Hast knöpfte er sich sein Hemd auf. Wie festgewachsen lag das geweihte Kreuz auf seiner Brust. Es hing an einer Silberkette, die John jetzt von seinem Hals löste.

Die wie Leder aussehende Plakette lag neben dem linken Tischbein.

John nahm das Kreuz und warf es auf das Amulett des Teufels.

Sekundenlang geschah nichts. Doch dann war auf einmal die Hölle los. Zwei Welten prallten aufeinander. Die Kräfte des Guten und die des Bösen.

Lautlose Lichtexplosionen wurden in den Raum geschleudert. Grüngelbe Dämpfe wogten der Decke entgegen. Ein Wimmern, Kreischen und Stöhnen erfüllte das Zimmer. Fratzen schälten sich aus dem Nebel. Gräßliche Gestalten, Höllengeschöpfe, deren Geist in dem Amulett gewohnt und von Jane Collins Besitz ergriffen hatten.

Die Detektivin selbst stöhnte und jammerte. Obwohl Suko sie festhielt, versuchte sie sich hin und her zu werfen. Aus ihrem halb geöffneten Mund drang grünlicher Rauch, wirbelte durcheinander, formte sich zu Gestalten und Fratzen und stieg der Decke entgegen, wo die Geistergeschöpfe zerfaserten und verschwanden. John Sinclair mußte husten. Der Rauch war ätzend, nahm ihm die Luft. Es war der Odem der Hölle.

Dem Geisterjäger wurde es schwindlig. Er taumelte dem Fenster entgegen. Suko erging es nicht anders. John hörte das Stöhnen des Chinesen, und doch gab Suko nicht auf. Mit eisernem Griff hielt er die junge Privatdetektivin gepackt. Das Amulett wurde von den Kräften des Silberkreuzes zerstört. Es warf Blasen, sprühte förmlich auf wie eine Wunderkerze und flog mit einem Knall auseinander. Der Geisterjäger war einen Schritt vor dem Fenster zusammengebrochen. Verzweifelt versuchte er, auf die Knie zu gelangen, um das Fenster zu öffnen. Er schaffte es nicht. Immer wieder rutschte John ab. Seine Finger waren zu steif, um sich am Fensterbrett festklammern zu können. John rollte auf den Rücken. Er bekam kaum noch Luft.

»Suko«, krächzte er.
Aber auch der Chinese war schwer angeschlagen. Er konnte John nicht helfen. Er lag jetzt apathisch neben Jane Collins, die sich ebenfalls nicht rührte. Das Wimmern der Höllengestalten wurde immer lauter. John sah geisterhafte Krallen, die nach ihm griffen und dann vor seinen Augen zerfaserten. Sie vergingen wie das Amulett.
Wieviel Zeit war verstrichen? Sekunden? Minuten?
Endlich war das Amulett nicht mehr zu sehen. Es hatte sich aufgelöst. Die Kräfte des Kreuzes hatten gesiegt.
Und auch die Geisterfratzen verschwanden. Sie lösten sich auf wie der Nebel in der Frühsonne.
Rein und klar war die Luft. Viel klarer als vorher, wenigstens bildete sich John das ein. Er füllte seine Lungen mit dem lebensspendenden Sauerstoff und kam torkelnd auf die Beine. Zusammen mit Suko, der ebenfalls schwankte wie eine junge Birke im Sturm.
»Wir… wir haben es geschafft!« keuchte der Oberinspektor. Er ging an Suko vorbei, um nach Jane Collins zu sehen.
Die blondhaarige Detektivin lag auf dem Boden. Stumm – aber mit offenen Augen, in die sich jetzt Verwunderung stahl.
»Was… was ist geschehen?« flüsterte sie. »Ich – ich kann mich an nichts erinnern.« Sie schien den Geisterjäger erst jetzt bei vollem Bewußtsein zu sehen. »John, wie kommst du hierher?«
Sinclair lächelte. »Das ist eine lange Geschichte«, wehrte er die Frage ab und half Jane Collins auf.
»Oh, ist mir schlecht!« stöhnte die Detektivin. Sie preßte ihre Hände gegen den Magen und ließ sich in einen Sessel fallen.
Suko holte Wasser.
»Hallo, Suko«, lächelte Jane gequält. »Du bist auch hier. Himmel, was war denn nur los?«
Suko grinste nur und reichte Jane das Glas.
Sie nahm es mit einem dankbaren Blick. Hastig trank sie, dabei glitten ihre Blicke von einem zum anderen. Als sie Johns Verband sah, stieß sie einen überraschten Laut aus. »Was ist geschehen? Warum erzählt ihr mir nichts?« John Sinclair lächelte. »Du wolltest mich ermorden, meine Liebe. Aber du hast nicht richtig getroffen.«
Jane Collins ließ vor Überraschung fast das Glas fallen. Suko konnte es im letzten Moment auffangen. »Was habe ich getan?«
»Du wolltest mich umbringen. In der Tiefgarage.«
»Nein«, stöhnte Jane und ließ sich zurückfallen. »Das darf doch nicht wahr sein.« Sämtliches Blut wich aus ihrem Gesicht. Sie sah leichenblaß aus.
John lächelte. »Es ist zum Glück gut gegangen. Und ein Streifschuß wirft mich nicht um.«
John Sinclair zündete sich eine Zigarette an. Jane lehnte einen

Glimmstengel ab. Der Geisterjäger stieß den Rauch durch die Nase aus. »So, nun erzähl mal, Jane. Was ist geschehen?«

Jane Collins begann zu berichten. Ihr Gedächtnis war zum Glück nicht in Mitleidenschaft gezogen worden. Allerdings nur bis zu dem Punkt, als sie in die Gewalt der teuflischen Damona geriet. Von da an hatte sie einen Blackout. »Ich weiß nicht, was passiert ist, John. Plötzlich war eine fremde Macht in mir. Man hängte mir dieses Amulett um – und dann, ich habe keine Ahnung. Ich wachte erst hier im Zimmer auf.«

»Dann muß dir jemand einen Befehl eingeimpft haben«, meinte John.
»Und dieser ›jemand‹ ist Damona«, ergänzte Jane.

»Genau.« John Sinclair nickte. »Du hast sicher noch den Weg im Gedächtnis, den ihr gefahren seid?«

Jane lächelte gequält. »Ich hoffe es. Am besten, wir fahren zu Mrs. Lidells Haus. Dort war meine Erinnerung ja noch vorhanden.«

Der Geisterjäger nickte. »Gut, sehen wir uns Mrs. Lidells Haus an. Diese Teresa hat dich also gewarnt. Weißt du noch wovor?«

Jane hob die Schultern. »Sie hat nichts Konkretes gesagt. Sie hat mich nur vor der nahen Zukunft gewarnt. Es würde etwas Schlimmes passieren.«

»Wahrscheinlich eine Satansmesse«, vermutete John.

»Und solche Feiern finden meist nachts statt«, mischte sich Suko in das Gespräch ein. »Mit der nahen Zukunft kann auch die nächste Nacht gemeint sein.«

»Dann würde es für uns die höchste Zeit«, sagte John.

Jane Collins stand auf. »Sollen wir jetzt fahren?« fragte sie.

Der Geisterjäger ging zu einem Einbauschrank und öffnete die linke der drei großen Türen. Er holte seinen Spezialkoffer hervor, in dem die Waffen lagen, die für eine Dämonenbekämpfung unerläßlich waren.

Zum Beispiel eine gnostische Gemme, ein magischer Drudenfuß, silberne Kreuze und Dolche, dann eine Waffe, die Eichenbolzen verschoß und speziell gegen Vampire eingesetzt wurde, magische Kreide, Bücher und Beschwörungsformeln.

John nahm drei Kreuze aus den Samtkissen. Sie waren ziemlich schwer, aus massivem Silber hergestellt und an der Längsseite mit lateinischen Sprüchen versehen. Es waren magische Worte, die das Böse abschreckten.

Jane nahm ein Kreuz entgegen. Sie hängte es sich um den Hals.

Bei Suko zögerte der Geisterjäger.

Der Chinese sah John Sinclair ungläubig an. »Hast du etwa vor, mich hier zu lassen?« argwöhnte er.

»Ich denke an deine Gehirnerschütterung.«

Suko winkte ab. »Unsinn, ich bin wieder voll da. Du kannst dich auf

mich verlassen.«

John grinste. »Okay, ich riskiere es!«

Suko nahm das Kreuz entgegen. »Wir werden diese verdammte Feier sprengen«, prophezeite er und rieb sich die Hände.

Wer Suko kannte, der wußte, daß das kein leeres Versprechen war.

***

»Ihr seid Teufel«, flüsterte Will Purdy, »gnadenlose Teufel. Wo bin ich nur hineingeraten? In die Hölle?«

Lucille de Lorca stieß ein gellendes Lachen aus. »Ja, mein Junge«, bestätigte sie.

»Hier ist so etwas Ähnliches wie die Hölle. Der Satan hat in unserem Haus einen Stützpunkt!«

Will Purdy atmete rascher. Verzweifelt suchte er nach einem Ausweg. Er konnte seinen Blick nicht von der rothaarigen Damona lösen. Sie war es also, die alles in die Wege geleitet hatte, die dem Satan diente und die unschuldige Menschen in den höllischen Strudel mit hineinreißen würde.

Er sah ihr Gesicht.

Blaß, schmal, mit hochstehenden Wangenknochen. In den aufblitzenden Augen nisteten Gemeinheit, Mordlust und teuflische Freude.

Augen, vor denen man einfach Angst haben mußte.

Will Purdy senkte den Blick. Sein Widerstandswille erwachte. Nein, kampflos wollte er sich nicht ergeben. Es mußte ihm doch gelingen, die beiden Weiber zu überrumpeln. Dann konnte er vielleicht mit Teresa fliehen. Sie aus diesem verdammten Haus herausholen.

Aber das waren alles Wunschvorstellungen.

Noch einmal versuchte es der junge Mann auf die friedliche Tour. »Ich will weg, laßt mich endlich raus, zum Teufel!«

Lucille de Lorca lachte hysterisch. »Hörst du, Damona, er spricht vom Teufel! Dem kann er sehr schnell begegnen. Glaub mir, Junge, Satan wird sich freuen, wenn er sich deine Seele holt!«

Da drehte Will Purdy durch. Er war noch nie in seinem Leben ein Schwächling gewesen. Wie ein Raubtier auf die Beute, so stürzte er sich Lucille entgegen.

Er hätte auch Damona genommen, aber die rothaarige Mutter stand ihm am nächsten.

Lucille de Lorca wurde von dem Angriff überrascht. Hart prallte der junge Mann gegen sie. Durch diesen Stoß wurden beide bis zur Treppe zurückgeworfen und fielen zu Boden. Lucille stieß mit dem Rücken gegen die Kanten der untersten Stufen. Sie fluchte lästerlich und keifte nach ihrer Tochter. Will Purdy kümmerte sich nicht darum. Verbissen kämpfte er weiter. Seine Hände suchten den Hals der Frau. »Du

verdammte Bestie!« brüllte er, und heulte im nächsten Moment auf, als spitze Fingernägel sein Gesicht trafen und rote Striemen zogen.

Jetzt griff auch Damona ein. Ihre knochige Hand umfaßte Purdys Schulter. Mit einer Kraft, die ihr niemand zugetraut hätte, zog sie den jungen Mann zurück. Will Purdy fiel auf den Rücken.

Weit riß er die Augen auf – und sah Damona über sich stehen. Will Purdy starrte in ihr Gesicht. War es überhaupt noch ein Gesicht?

Es war die Fratze des Satans. Unbeschreiblich schrecklich anzusehen. Das Böse, die teuflischen Mächte, die in dem Mädchen wohnten, kamen voll zum Ausbruch. Stinkender Brodem quoll aus dem Mund. Grauenvolle, röchelnde Laute wurden dem jungen Mann entgegengeschleudert. Will Purdy ballte die Hände zu Fäusten. Er schrie und schrie…

Klauen näherten sich seinem Gesicht. Mit Fell bedeckte Finger krümmten sich zu einem Würgegriff. Im Hintergrund – für Will klang es meilenweit entfernt – hörte er das triumphierende Lachen der rothaarigen Lucille. »Die Hölle hat gewonnen!« jauchzte Lucille. »Sie hat gewonnen!« Die Frau hüpfte und tanzte.

Von ihrem Geschrei wurden die anderen Frauen angelockt. Mrs. Lidell und noch zwei Frauen traten aus den Zimmern der oberen Etage. Sie führten ein Mordsspektakel auf, umkreisten den am Boden liegenden Will Purdy und beschworen alle Qualen der Hölle auf ihn herab.

Will Purdy schloß mit einem Leben ab. Verzweifelt riß er die Hände vor sein Gesicht. Er wollte die gräßliche Teufelsfratze nicht mehr sehen. Zu tief saß der Schock, der ihn getroffen hatte. »Töten! Töten!« brüllten die rasenden Weiber.

Sie bespien den jungen Mann. Noch wilder und hemmungsloser wurde ihr Tanz. Angefeuert von Lucille bewegten sie sich wie in Ekstase.

Dann zog Lucille de Lorca ein Messer. Die lange Klinge blitzte im Schein der Lampe.

Das rothaarige Weib hielt den rechten Arm hoch. »Wer will es tun?« schrie sie. »Wer will es tun?« Mrs. Lidell war die erste.

»Das Messer!« geiferte sie mit Schaum vor den Lippen. »Gib mir das Messer!« Sie sprang und faßte danach, doch Lucille wich mit einer spielerisch anmutenden Bewegung aus. »Nein! Ich tue es selbst!«

Der Tanz stockte. Er hörte so abrupt auf, wie er begonnen hatte. Alle starrten Lucille an, die den Platz ihrer Tochter einnahm und sich vor Will Purdy stellte. Damona war zurückgewichen. Die Teufelsfratze war aus ihrem Gesicht verschwunden. Sie sah wieder aus wie ein Mensch.

Stille. Atemlose Spannung.

Will Purdy lag am Boden und zitterte. Er wußte, daß er von der rothaarigen Frau keine Gnade erwarten konnte. Er würde sein Leben

in wenigen Sekunden unter der breiten Messerklinge aushauchen.

Niemand achtete auf die Treppe. Dort tauchte auf der letzten Stufe eine Gestalt auf. Teresa de Lorca…

Hoch hob Lucille de Lorca ihren rechten Arm. »Stirb!« brüllte die rothaarige Furie. »Stirb im Namen des Satans…!«

»Nein…!«

Teresas Schrei gellte durch das Treppenhaus und ließ Lucille de Lorca herumwirbeln.

Ihr Blick flog nach oben.

Auf der Treppenstufe stand ihre Tochter Teresa. Und sie hielt eine Waffe in der rechten Hand.

Es war die Armeepistole ihres Vaters…

»Die erste Kugel ist für dich, Mutter, und bei Gott, ich tue es, wenn du nicht das Messer fallen läßt!« Lucille de Lorca begann zu lachen. Hämisch, gemein, aber auch wissend.

»Du willst mich wirklich umbringen, Teresa?« höhnte sie. »Ausgerechnet du?« Teresa nickte.

Es war ihr anzusehen, unter welch einer Nervenanspannung sie stand. Hart traten ihre Wangenknochen hervor. Die Muskeln unter der Haut zuckten. Aber die Pistole klebte wie festgeleimt in der Hand.

Will Purdy lag nach wie vor am Boden. Er wagte sich nicht zu rühren. Aus den Augenwinkeln schielte er zu Teresa hoch.

Auch die anderen standen still. Wie Zinnsoldaten, in denen kein Leben steckte. Bei Damona bewegten sich nur die Augen. Sie schienen auf das Doppelte angewachsen zu sein, und tief in den Pupillenschächten loderte ein unheiliges Feuer. Eines war klar.

Damona würde nicht tatenlos zusehen, wie ihre Schwester das Heft in die Hand nahm.

»Wirf das verdammte Messer weg!« schrie Teresa.

Lucille de Lorca zögerte noch. Ein kaum merkliches Lächeln umspielte ihre Lippen. Dann flüsterte sie: »Ja, Teresa, ich glaube, du würdest es tun. Jemand hat mal gesagt, daß Liebe stärker sein soll als die Kraft der Hölle. Es scheint sich hier zu bewahrheiten. Aber noch hast du nicht gewonnen!«

Lucille de Lorca öffnete die Finger. Das Messer fiel zu Boden. Mit der Spitze blieb es im Teppich stecken.

Teresa atmete auf. Der Schweiß lief ihr in Strömen vom Gesicht. Sie hatte die rechte Hand mit der Waffe am Treppengeländer abgestützt, damit sie mehr Halt hatte. »Steh auf, Will!« befahl das Mädchen.

Der junge Mann verstand erst nicht, und Teresa mußte ihren Befehl wiederholen. Dann aber erhob sich Will Purdy schweratmend auf die Füße. Er stand mit zitternden Beinen da. Furchtsam schweiften seine Blicke umher. Noch traute er dem Frieden nicht. »Nimm das Messer«, sagte Teresa. Will Purdy zögerte.

»Los, nimm es!«

Purdy bückte sich und hob die Klinge auf. An der Art, wie er es hielt, war zu erkennen, daß er mit solchen Gegenständen keine Erfahrung hatte.

»Und du, Mutter, du schließt jetzt die Tür auf!«

Lucille de Lorca rührte sich nicht. Teresa atmete tief ein. »Willst du eine Kugel?« fragte sie mit drohender, dunkler Stimme.

Lucille machte eine halbe Drehung. Sie konnte jetzt ihre Tochter Damona ansehen.

»Tu endlich was!« zischte sie.

Teresa lachte laut auf. »Sie wird es wohl kaum riskieren. Es sei denn, sie möchte für deinen Tod verantwortlich sein, Mutter!«

Lucille de Lorca zog die Mundwinkel nach unten. »Noch hast du nicht gewonnen«, unkte sie. »Noch nicht.«

»Geh zur Tür!«

Lucille setzte sich in Bewegung. Sie schritt langsam, mit hocherhobenem Kopf. Ihre rechte Hand glitt in die Tasche des Kleides und holte den Haustürschlüssel hervor.

Gelassen führte sie ihn ins Schloß und drehte ihn zweimal. Dann wandte sie sich um. »Die Tür ist offen!« Sie lächelte mokant. »Hast du sonst noch einen Wunsch, Tochter?«

»Nein, Mutter!« In der Antwort klang deutlich der beißende Spott mit.

Teresa wandte sich wieder an ihren Freund. »Jetzt bist du an der Reihe, Will. Verlasse dieses Haus!«

Will Purdy schluckte. »Ohne dich?«

»Ich komme schon noch mit«, erwiderte Teresa, »aber zuvor muß ich diese Furien in Schach halten.«

Die Spannung wuchs. Will Purdy schritt auf die Tür zu. Würde er es schaffen und dem Hexenkessel entkommen?

Auf der Treppe beobachtete Teresa jede Bewegung der Anwesenden. Und besonders hielt sie ihre Schwester Damona im Auge. Sie wußte, zu welchen »Leistungen« diese fähig war.

Und doch konnte sie das Verhängnis nicht aufhalten. Sie konnte zwar Damonas Bewegungen kontrollieren, aber nicht ihren Willen, denn der wurde von Satan persönlich gelenkt. Und der Teufel ließ sich nun mal nicht in die Karten schauen.

Urplötzlich fühlte Damona de Lorca wieder die Kraft der Hölle in sich. Sie merkte, das das Böse immer stärker wurde, daß es sie überschwemmte wie eine riesige, alles verzehrende Woge.

Will Purdy hatte inzwischen die Tür erreicht. Er streckte seine Hand nach der Klinke aus.

Sekunden nur noch, dann würde er aus dem Haus sein.

Plötzlich stöhnte Damona auf.

Da! Die Satansfratze. Sie schob sich über ihr Gesicht. Und dann ging alles blitzschnell.

Will Purdy hatte die Tür aufgezogen. Schon traf die kühle Abendluft sein Gesicht, als ihm die Tür mit unwiderstehlicher Gewalt aus der Hand gerissen wurde und wieder zuknallte.

Schreiend sprang Purdy zurück. Er hielt sich die rechte Hand, als hätte er sich verbrannt.

»Will!« schrie Teresa.

Ihr Ruf ging in einem ohrenbetäubenden Krachen unter. Mit Donnergetöse brach die Treppe unter ihr zusammen. Damonas geistige Kräfte hatten sie zerstört.

Staub wallte auf, Holz splitterte, dazwischen Teresas Schrei, der verstummte wie abgeschnitten.

Und Lucille lachte. »Gut gemacht, Damona«, lobte sie. Sie sprang auf ihre Tochter zu und umarmte sie.

Aber Damona war noch nicht fertig. Ein gedrechselter Geländerpfosten löste sich aus dem Chaos, wirbelte durch die Luft, drehte sich mehrere Male um sich selbst und zischte wie ein Schwert auf den schreckensstarren Will Purdy zu.

Der Pfosten traf ihn an der Stirn.

Bewußtlos sackte der junge Mann zusammen.

Mrs. Lidell und die anderen Frauen sprangen vor. Sie wühlten in den Holztrümmern herum, schleuderten sie zur Seite, rissen sich dabei die Finger blutig, doch das störte sie nicht.

Schließlich hatten sie es geschafft. Gemeinsam zogen sie Teresa aus den Überresten der Treppe.

Ein dicker Blutfaden lief über das Gesicht des Mädchens. Über der Nasenwurzel war die Haut aufgeplatzt.

»Lebt sie?« kreischte Lucille de Lorca.

Mrs. Lidell fühlte nach dem Puls. »Ja.«

»Das ist gut«, freute sich die rothaarige Frau. »Das ist sogar sehr gut. Dann werden die beiden heute nacht Satans Opfer sein. Und nichts, aber auch gar nichts kann sie mehr retten. Nicht wahr, Damona, mein Kind?«

»Ja, Mutter, du hast recht. Nichts wird sie vor dem Tod bewahren…«

***

Es war eine schaurige Prozession!

Etwa zwanzig Frauen strebten der verfallenen Kirche zu. Sie waren alle gleich gekleidet, trugen lange, kuttenartige Kleider mit Kapuze, die sie über den Kopf gezogen hatten.

Die Frauen bewegten sich stumm. Keine von ihnen sprach auch nur ein Wort.

Die Menschenschlange wand sich auf dem Waldweg, der einen

Gebüschgürtel teilte und auf die Kirche zuführte. Er mündete in einen kleinen Platz. Dort wucherte das Unkraut kniehoch. Blütenduft schwängerte die Luft. Wilde Erdbeeren wuchsen am Waldrand. Eine Feldmaus huschte davon.

Der Himmel hatte eine graue Tönung angenommen. Bald würde die Dunkelheit ihren schützenden Mantel über die Erde legen.

Das Gras raschelte, als Damonas Dienerinnen eintrafen. Pünktlich. Sie hatten den langen Anfahrtsweg nicht gescheut, um dem Kind des Satans ihre Reverenz zu erweisen.

Von der entweihten Kirche standen noch die Mauern. Ein Teil des Daches war vom Sturm abgedeckt worden. Die Scherben der Rundbogenfenster lagen auf dem Boden verstreut, und die Bänke aus dem Innern der Kirche hatte man gestohlen.

Niemand kümmerte sich um die Ruine, und deshalb war sie als Treffpunkt für die Anhängerinnen des Damona-Kults ideal.

Nacheinander verschwanden die Frauen in der Kirche, in der Lucille de Lorca, ihre beiden Töchter und Will Purdy schon versammelt waren.

Teresa und Will lagen gefesselt auf dem Boden. Lucille selbst hatte sie so verschnürt, daß sie sich nicht rühren konnten. Die Gefangenen befanden sich vorn im Kirchenschiff, wo einmal der Altar gestanden hatte. Heute gab es dort nur noch eine etwas erhöht stehende Steinplatte.

Neben dem »Altar« stand ein zweiter Tisch. Aus Holz und mit einem einfachen gedrechselten Bein. Eine schwarze Samtdecke bedeckte die Platte.

Und auf der Decke lagen sie.

Sieben Dolche!

Gefährliche Waffen mit langen schmalen Klingen. Die Griffe waren aus Holz, in das Teufelsfratzen und magische Worte geschnitzt waren.

Sieben Dolche!

Für sieben Opfer?

Lucille de Lorca empfing die ankommenden Frauen am Eingang der verfallenen Kirche. In einem Eisengestell standen brennende Fackeln bereit. Lucille reichte jeder Dienerin eine Fackel.

Die Frauen wußten genau, was sie zu tun hatten. Mit den Fackeln näherten sie sich der Steinplatte und bildeten dort einen Halbkreis.

Gespenstisch zuckte das Licht über die halb zerfallenen uralten Mauern. Die tanzenden Schatten wirkten wie Dämonen aus der Unterwelt. Wer länger hinschaute, hatte das Gefühl, die Schatten würden ein Eigenleben führen und das gesamte Kirchenschiff besetzen.

Damona wartete schon.

Hoch aufgerichtet stand sie hinter dem Stein. Sie trug ein weißes

Gewand, auf dessen Vorderseite eine dunkelrote Satansfratze gemalt war.

Das Zeichen der Hölle!

Die ankommenden Frauen verneigten sich vor Damona. Ehrfurchtsvoll waren ihre Blicke auf das junge Mädchen gerichtet. Die beiden Gefangenen wurden nicht beachtet.

Sie lagen dicht nebeneinander innerhalb des Halbkreises. Beide wurden von rasenden Schmerzen geplagt, doch die Angst vor der grausamen Zukunft war größer.

Die jungen Menschen tauschten Blicke. Resignation hatte sich ihrer bemächtigt. Sie sahen keinen Ausweg mehr. Ihre Schicksalsuhr schien abgelaufen.

»Sie werden uns töten, nicht?« hauchte Will Purdy.

Teresa deutete so etwas wie ein Nicken an.

»Und wie?«

»Die sieben Dolche sind dafür vorgesehen. Ich weiß das. Meine Mutter hat es mir einmal erzählt. Du kennst die sieben Erzengel, Will. Und erinnere dich daran, daß es zu den sieben Erzengeln auch noch das Gegenstück gibt. Der Satan hat sieben Hauptdämonen um sich geschart. Unter anderem Belphegor und Astaroth, falls dir die Namen etwas sagen. Und jedem dieser Dämonen ist ein Dolch geweiht. Keiner von ihnen soll sich übergangen fühlen. Deshalb diese Zahl.«

»Das ist ja schrecklich«, flüsterte Will. »Sind diese Menschen denn hier alle verrückt?«

»Nein, Will. Sie sind verblendet. Satanische Mächte haben sich ihrer bemächtigt. Ich weiß, Will, es ist schrecklich, aber wir können nichts mehr machen. Wir haben unsere Chance gehabt!«

Lucille de Lorca war auf das Gespräch aufmerksam geworden. »Seid ruhig, ihr beiden!« zischte sie. »Satan kann keine Störungen leiden. Er wird sonst wild!«

Die Gefangenen schwiegen verängstigt.

»Laßt uns beginnen«, rief Lucille de Lorca. »Wir wollen den Satan nicht warten lassen! Damona, rufe unseren Herrn und Meister herbei. Sag ihm, daß wir bereit sind, alles für ihn zu tun!«

Lucilles Worte hallten in dem entweihten Kirchenschiff nach. Sie war sicher, von keinem Außenstehenden gehört oder gesehen worden zu sein.

Doch auch eine Lucille de Lorca konnte sich irren…

***

Jane Collins, John Sinclair und Suko hatten längst Stellung bezogen. Die drei kauerten hinter einem Gebüsch, von dem aus sie, wenn sie die Zweige zur Seite bogen, die verfallene Kirche beobachten konnten.

Jane hatte den Weg ziemlich schnell gefunden. Als sie sich mit dem

Wagen de Lorcas Haus genähert hatten, war ihnen aufgefallen, daß sich die Frauen getroffen und dann auf die Kirche zu bewegt hatten.

Unbemerkt hatten sich die drei Verfolger angeschlichen. Soeben sahen sie die letzte Frau in der Kirche verschwinden.

Dumpf fiel das Portal hinter ihnen ins Schloß. Die große Tür war noch erhalten. Sie hing zwar schief in den Angeln, doch sie tat ihren Dienst.

Der Geisterjäger erhob sich vorsichtig. Die Schatten der Dämmerung waren länger geworden, die Dunkelheit hatte sie bereits eingeholt.

»Keine Wachen zu sehen«, flüsterte John und ging wieder in die Knie.

Suko nickte. »Die fühlen sich verdammt sicher.«

Und Jane Collins meinte: »Hoffentlich geschieht den beiden Gefangenen nichts. Ich habe Angst, daß wir zu spät kommen! Außerdem sind die Weiber in der Überzahl.«

John Sinclair winkte ab. »Wir dürfen nichts überstürzen.« Er bog die Zweige abermals zur Seite und warf einen Blick auf die scheibenlosen Fenster. Deutlich war von ihrem Standort aus zu erkennen, daß im Innern der Kirche Fackeln brannten.

Der zuckende Schein tanzte aus den Fensterhöhlen.

»Wir werden uns verteilen«, schlug John Sinclair vor. »Du, Suko, kletterst durch eines der Fenster. Jane, du bleibst am besten draußen und gibst acht, daß sich niemand davonmacht. Und ich werde versuchen, durch die Tür zu gelangen.«

Jane protestierte. »Warum soll ich denn hier bleiben? Traust du mir nichts zu?«

»Doch. Aber ich will nicht, daß du dich unnötig in Gefahr begibst. Du hast schon genug durchgemacht. Denk nur an die letzten Stunden.«

»Okay, ich bleibe schon hier.«

»Dann los.« John Sinclair nickte.

Er und Suko schraubten sich aus dem Gebüsch. Der Chinese war ebenso wie John Sinclair mit einer Beretta bewaffnet, die geweihte Silberkugeln im Magazin hatte.

Zusätzlich hing vor seinem Hemd noch das Silberkreuz, das einen Schutz gegen die höllischen Mächte darstellen sollte.

Die beiden Freunde trennten sich. Während Suko auf leisen Sohlen an der Mauer entlanglief, steuerte John Sinclair die Eingangstür an.

Er und Suko wollten die Frauen in die Zange nehmen.

Als John vor dem Portal stand, konnte er aus dem Innern der verfallenen Kirche Stimmen vernehmen. Aber er konnte nicht verstehen, was gesprochen wurde.

John legte seine Hand auf die gebogene Eisenklinke und drückte sie nach unten – sie gab lautlos nach.

John Sinclair zog die Tür nur so weit auf, daß er in das Innere des Gemäuers schlüpfen konnte.

Kühle, feuchte, muffig riechende Luft empfing ihn.
Behutsam drückte John die Tür wieder zu, duckte sich und preßte seinen Rücken gegen die Wand.
Es war ein schauriges Bild, das sich seinen Augen bot. Vorn, wo früher der Altar gestanden hatte, bildeten die Frauen einen Halbkreis. Die Hände mit den Fackeln hielten sie hoch. Das Licht streute über die Gesichter und verwandelte sie zu häßlichen Fratzen.
John sah Lucille de Lorca ein wenig abseits stehen, dicht vor einer altarähnlichen Steinplatte. Die Frau neben ihr mußte Damona sein.
Er konnte erkennen, wie Lucille de Lorca ihren rechten Arm gebieterisch hob.
»Teresa zuerst!« rief sie. »Dieser Kerl soll sehen, was geschieht, wenn man sich der Hölle entgegenstellt.«
Zwei Frauen hoben die gefesselte Teresa auf die Steinplatte.
Der Geisterjäger war entsetzt. Er war nicht gerade zart besaitet, aber was er mit ansehen mußte, ließ ihm das Blut in den Adern gefrieren.
Ein junges Mädchen sollte getötet Werden.
Von ihrer eigenen Mutter und ihrer Schwester!

***

Zwar hatte Suko fast einen Körper wie ein Ringer, doch er bewegte sich mit der Geschwindigkeit einer Tigerkatze.
Nahezu lautlos näherte er sich dem großen Fenster an der Nordseite der Kirche.
Längst war von John Sinclair nichts mehr zu sehen. Suko war ziemlich zuversichtlich, daß er und sein Freund es schaffen würden. Sie waren es gewohnt, getrennt vorzugehen und gemeinsam zuzuschlagen.
Das Fenster lag so hoch, daß Suko den unteren Rand mit den Fingerspitzen nicht erreichen konnte. Er mußte ein Stück an der Mauer hochklettern.
Der Chinese nutzte Risse und kleinere Vorsprünge. Er klebte an dem Gestein wie ein Klammeraffe, näherte sich dem Fenster von der Seite, und es gelang ihm, einen Fuß auf die brüchige Fensterbank zu setzen.
Blitzschnell zog er das andere Bein nach, machte sich klein und hockte auf der Fensterbank.
Er konnte in die ehemalige Kirche hinuntersehen und verfolgte so aus der Vogelperspektive das Geschehen.
Er sah die Frauen mit den Fackeln, erkannte Lucille de Lorca und deren Tochter Damona und beobachtete, wie das Mädchen Teresa auf den Stein gelegt wurde.
Der Fackelschein übergoß ihr Gesicht mit wirbelnden Schatten. Übergroß erschienen Suko die Augen des Mädchens.
Angst, Panik und Grauen nisteten in Teresas Blicken.

Keiner der Anwesenden kam auf die Idee, nach oben zu sehen. Zu sehr fesselte sie das Geschehen, das Lucille de Lorca in Gang gesetzt hatte. Denn sie holte mit Satans Hilfe zum großen Schlag aus…

***

Die Kälte des Gesteins drang durch Teresas Kleidung.

Aber sie spürte nichts.

Sie sah die brennenden Fackeln, doch nahm sie nichts bewußt wahr. Sie wurde nur von einem einzigen Gedanken gequält.

Du mußt sterben!

Die Frauen, die sie auf den Stein gelegt hatten, traten zurück. Diabolische Freude zeichnete ihre Gesichter. Unsichtbar hatte die Macht des Satans sie umfangen.

»Tritt vor, Damona!« klang Lucilles Stimme auf.

Teresa drehte ein wenig den Kopf.

Damona löste sich von der Seite ihrer Mutter. Sie stellte sich dicht an den Stein, so daß ihre Knie den unheimlichen Altar berührten.

»Satan!« rief sie mit gewaltiger Stimme. »Satan, komm zu mir!«

Die Echos hallten in der Kirchenruine nach und schwangen von einer Seite zur anderen.

Und Satan kam.

Ein eisiger Windzug fegte durch die entweihte Stätte. Ein gellendes, teuflisches Gelächter stieg empor und ließ die Gefangenen vor Angst schaudern.

Noch war nichts zu sehen.

Doch dann – dann veränderte sich Damonas Gesicht. Die Satansfratze kristallisierte sich hervor. Schwefeldämpfe schlugen aus ihrem Mund. Die mit Fell bedeckten Hände zuckten krampfhaft.

Damona bog ihren Oberkörper zurück. »Er ist in mir!« schrie sie.

»Satan ist in mir! Er will das Opfer annehmen. Gebt mir den Dolch!«

Die Frauen begannen zu schreien. Es waren Rufe des Entzückens. Sie huldigten dem Teufel.

Lucille de Lorca nahm den ersten Dolch von dem kleinen Tisch. Ihr Gesicht drückte eine kaum zu beschreibende Freude aus, als sie die Waffe ihrer Tochter in die Hand gab.

»Der Dolch des Astaroth!« schrie Damona und hielt die Waffe hoch, deren Klinge im Fackelschein leuchtete.

»Astaroth, ich rufe dich. Gib ihr Kraft, daß sie…« Lucille de Lorca hatte die Worte ausgestoßen, doch sie blieben ihr auf einmal im Hals stecken.

Ein Mann stürmte durch den breiten Mittelgang auf den Altar zu.

John Sinclair!

»Zur Hölle mit Astaroth!« brüllte der Geisterjäger. »Niemand wird hier geopfert!«

Stille. Atemlos, beinahe fühlbar!

Dann ein Schrei.

»Tötet ihn!« feuerte Lucille die Frauen an. »Tötet ihn!«

Da hatte John den Altar schon erreicht. Wie eine Granate sprengte er den Kreis der Dienerinnen. Mit der linken Hand löste er das Kreuz vor seiner Brust und hielt es hoch über den Kopf.

»Verflucht seiest du, Herr der Hölle!« brüllte der Geisterjäger und ließ die Hand mit dem Kreuz rotieren.

Schreie des Entsetzens, der Angst.

Die Frauen wichen zurück. Der Anblick bereitete ihnen körperliche Schmerzen.

Lucille de Lorca fiel auf die Knie und heulte wie ein Hund. Beide Hände preßte sie vor ihr Gesicht.

Aber Lucille interessierte den Geisterjäger nicht.

Er wollte Damona.

Mit der linken Hand schlug er zu, traf Damona an der Schulter und stieß sie vom Altar weg.

Das Mädchen taumelte. Noch immer hielt sie das Messer in der Hand. John schlug es ihr aus den Fingern. Die Klinge klirrte zu Boden.

Dann stand John Sinclair Damona de Lorca gegenüber. Zwischen ihnen befand sich das silberne Kreuz, das John hin und her pendeln ließ.

»Schwöre dem Satan ab!« rief der Geisterjäger mit lauter Stimme. »Beim Anblick dieses Kreuzes wirst du die Hölle vergessen. Nichts mehr sollst du mit Satan zu tun haben. Du wirst wieder werden wie…«

»Aaahhh!« Damonas Schrei war grauenhaft. Sie fiel vor dem Oberinspektor in die Knie, wand sich am Boden – und packte plötzlich zu. John fühlte noch die Klauen in Höhe seiner rechten Wade, als er schon das Gleichgewicht verlor und zu Boden krachte.

Ein brennender Schmerz durchzuckte seine rechte Schulter. Unwillkürlich stöhnte John Sinclair auf. Für einen Moment verlor er die Übersicht, ein harter Tritt traf sein rechtes Handgelenk. Er sollte ihm das Kreuz aus den Fingern schleudern.

Doch der Geisterjäger hielt eisern fest. Der nächste Tritt verfehlte ihn. John hatte sich zur Seite gerollt.

Die Frauen wollten sich auf ihn stürzen, und mit einem wahrhaft pantherartigen Satz war der Geisterjäger auf den Beinen.

Plötzlich hielt er die Beretta in der Hand.

Die Frauen stockten.

Der Anblick der Waffe machte ihnen Angst.

»Stopp«, schrie John, »keinen Schritt weiter!«

Er ging noch etwas zurück, um alle im Blickfeld zu haben. Teresa hatte sich von dem Altar heruntergerollt. Sie lag jetzt neben ihrem Freund.

»Zur Seite!« fauchte John Sinclair Lucille an. »Weg von den anderen!«
Die rothaarige Frau gehorchte. Doch ihrem Gesicht war anzusehen, daß sie noch längst nicht aufgegeben hatte.
Auch John fühlte sich nicht als Herr der Lage. Er hoffte auf Suko. Normalerweise hätte der Chinese schon eingreifen müssen.
Der Geisterjäger warf einen raschen Blick auf Damona.
Ihr Gesicht bot einen grauenhaften Anblick. Die rechte Hälfte war normal, die linke zeigte noch die Teufelsfratze.
John mußte zusehen, wie die Frauen die ehemalige Kirche verließen. Auf die Dauer konnte er sie nicht in Schach halten.
Außerdem würde er es nicht fertigbringen, auf die Frauen zu schießen.
»Verlaßt die Kirche!« befahl er.
»Nein, bleibt!« kreischte Lucille. »Er kann euch nichts anhaben. Ihr tragt das Zeichen der Damona. Ihr seid stärker!«
John wandte seine Aufmerksamkeit der Sprecherin zu. Und damit beging er einen Fehler. Er ließ Damona aus den Augen. Sie, die Teuflische, mobilisierte all ihre Kräfte. Sie konzentrierte ihre übersinnlichen Fähigkeiten voll auf die sechs Messer, die noch auf dem Tisch lagen.
Und sie schaffte es.
Plötzlich wirbelte einer der Dolche durch die Luft, drehte sich, nahm eine andere Richtung und fegte haargenau auf John Sinclairs Rücken zu…

***

Suko hockte in der Fensteröffnung.
Noch wollte er nicht eingreifen. John Sinclair hatte die Lage unter Kontrolle. Auch als Damona ihn niederstieß, blieb Suko in dem Fenster hocken.
Dann aber wurde es kritisch.
John konnte nicht alle im Auge behalten, und ausgerechnet Damona vergaß er.
Da wirbelte das Messer heran.
Auf John Sinclairs Rücken zu.
Suko reagierte innerhalb eines Sekundenbruchteils. Sein Arm mit der Waffe flog hoch.
Er schoß und schoß…
Vier Kugeln jagte er aus dem Lauf. Er hatte die wahnwitzige Hoffnung, die Klinge noch treffen zu können.
Die nächsten Ereignisse spielten sich so schnell ab, daß man mit den Augen kaum folgen konnte.
John hörte den Schuß, warf sich zur Seite, spürte an seinem Hals einen brennenden Schmerz, spürte Blut aus einer Wunde fließen,

prallte auf den Boden und rollte sich instinktiv weiter.

Mit einem gellenden Schrei auf den Lippen sprang Suko von seinem Fensterplatz.

Federnd kam er auf und stürzte sich sofort auf die ihn angreifende Lucille de Lorca, die Suko mit Händen und Füßen attackierte. Aber auch die anderen Frauen warfen sich auf den Chinesen.

John Sinclair konnte sich nicht um Suko kümmern, denn er wurde hart von Damona attackiert.

Und sie setzte die geballte Macht ihrer teuflischen Kräfte ein.

Der nächste Dolch flog heran.

Bewegt durch die teuflischen Kräfte, sirrte er zielsicher auf den Geisterjäger zu.

John krümmte sich zusammen.

Das Messer wischte über ihn hinweg.

Schon flog das nächste heran. Damonas Augen glühten. Sie stand da mit halb erhobenen Armen und nur von dem Willen besessen, John Sinclair zu vernichten.

Der Oberinspektor war schnell wie ein Blitz. Er zuckte gerade noch rechtzeitig zur Seite. Dicht neben seiner Hüfte prallte der Dolch zu Boden.

Drei Messer waren noch übrig.

Drei tödliche, mörderische Klingen.

»Stirb, du Hund!« brüllte Damona und schickte die drei Dolche gleichzeitig auf die Reise.

Ungeheuer schnell jagten sie heran.

Zu schnell, um ihnen auszuweichen.

Er sah nur noch eine Möglichkeit. Er duckte sich so tief, wie es ging, zog den Kopf in den Nacken und warf sein silbernes Kreuz auf die teuflische Damona zu.

Das Kreuz traf Damona, bevor die Dolche den Oberinspektor erreicht hatten.

Die Messer gerieten aus ihrer Flugbahn. Hautnah wischten sie an John Sinclair vorbei, dann wurde ihr Flug abrupt gestoppt, und sie klirrten zu Boden.

Und Damona?

John Sinclair sprang auf. Er zog seine Pistole, um die Silberkugeln zu verschießen, falls es nötig war.

Er brauchte sie nicht.

Die Macht des Kreuzes war stärker als die Kraft der Hölle. Wo Damona stand, öffnete sich der Boden. Eine dunkelgrüne Rauchwolke schoß hervor, wirbelte und quirlte durcheinander, nahm John Sinclair die Sicht und hüllte Damona völlig ein.

Der Oberinspektor hörte die Schreie des Entsetzens, die das Mädchen ausstieß. Die Kräfte, die sie geweckt hatte, stellten sich nun gegen sie.

Satan kannte keinen Pardon.

Ein Diener, der versagte, wurde eliminiert.

Auch Lucille de Lorca sah den Kampf ihrer Tochter und deren Niedergang. Sie versuchte zu retten, was noch zu retten war. Ehe sie jemand hindern konnte, stürzte sie auf die brodelnde Qualmwolke zu. Sie versuchte ihre Tochter herauszureißen, doch sie wurde selbst in den höllischen Strudel gezogen.

»Damonaaa…!« Ein letzter Schrei gellte noch durch das Kirchenschiff, dann wurden die beiden Frauen von den Mächten der Unterwelt verschlungen.

Der Teufel hatte sie zu sich geholt!

Aber auch die Dienerinnen machten eine Verwandlung durch. Die Plaketten begannen sich aufzulösen. Sie wurden zu Staub, der langsam zu Boden rieselte.

Die Frauen blickten einander verständnislos an. Fragen und Worte schwirrten durcheinander. Keine wußte zu sagen, wie sie in diese verfallene, ehemalige Kirche gekommen war; keine hatte eine Erinnerung an die dämonischen Ereignisse.

Damonas Bann war gebrochen.

John Sinclair sah Jane Collins blonden Schopf auftauchen. Die Detektivin hatte draußen nichts mehr gehalten. Und er erblickte auch Suko, der ziemlich zerrupft aussah. Zwanzig kämpfende Frauen waren selbst für den bärenstarken Chinesen ein wenig zuviel gewesen. Aber er hatte es überstanden.

Teresa de Lorca und Will Purdy konnten ihr Glück kaum fassen, als John Sinclair sich bückte und ihre Fesseln zerschnitt. Weinend fielen sie sich in die Arme.

Suko trat auf John zu. »Alles okay?« fragte er grinsend.

John grinste zurück. »Alles okay.«

***

Nachdem John Sinclairs Fleischwunde am Hals verbunden war, begannen er und Suko, das Haus der de Lorcas unter die Lupe zu nehmen. Jane Collins kümmerte sich inzwischen um die Frauen.

Teresa de Lorca hatte dem Geisterjäger erzählt, daß ihr Vater im Garten begraben worden war.

Der Oberinspektor und Suko durchsuchten das Haus vom Speicher bis zum Keller.

Sie fanden schreckliche und makabre Gegenstände. Sachen, die jeder Beschreibung spotteten und für einen Hexensabbat bereitstanden. Sie würden in die Archive von Scotland Yard wandern und dort unter Verschluß gehalten werden.

John telefonierte mit den zuständigen Stellen beim Yard, informierte seinen Vorgesetzten in Stichworten über den Fall und veranlaßte, daß

ein Leichenwagen den toten Ernest de Lorca abholte.

Während der Tote in den Wagen geschafft wurde, stand Teresa dabei und weinte.

Will Purdy hatte tröstend den Arm um ihre Schultern gelegt. Auch sein Gesicht war noch schreckensbleich. Sie würden beide eine Zeit brauchen, um die gräßlichen Szenen vergessen zu können.

Ein Teil der Treppe zur ersten Etage war eingestürzt. John und Suko hatten provisorisch eine schiefe Ebene gebaut, um nach oben gelangen zu können.

In einem Schreibtischfach hatte der Geisterjäger ein Testament gefunden. Lucille de Lorca hatte mit Hilfe des Satans ein Vermögen von den opferwilligen Dienerinnen des Damona-Kultes zusammengescheffelt. Es waren mehr als zwei Millionen Pfund.

Alleinerbin war jetzt Teresa de Lorca.

Als John ihr davon berichtete, schüttelte sie nur den Kopf. »Ich will das Geld nicht haben. Ich stifte es einer wohltätigen Organisation. Sie kann mehr damit anfangen. Was meinst du, Will?«

Der junge Mann nickte. »Ich bin ganz deiner Meinung, Darling«, stimmte er ihr zu.

»Mit Blutgeld möchte ich keinen Ehestand aufbauen.«

John Sinclair nickte. So etwas Ähnliches hatte er erwartet. Er freute sich für Teresa und Will. Die beiden würden ihren Weg machen.

Für ihn, den Geisterjäger, war wieder einmal ein Fall beendet. Er war gespannt, was ihn als nächstes erwartete…

ENDE